

**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)

**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)

**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)



**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)

**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)

**Ergebnis** des Wahls  
am 1. Juni 1912  
des Reichstages  
in Berlin

**Die Partei**  
(Nationaldemokratische Partei Deutschlands)

**Sozialdemokratisches Organ**

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schmeinitz, Corgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.  
Haupt-Geschäftsstelle: Post 42/43. Gedruckt wochentags von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. a. Schriftleitung: Post 42/43. Sprechstunde wochentags 1/2-1/2 Uhr mittags.

**Die Wahlen in Belgien.**

Das Ergebnis der belgischen Wahlen, der Sieg der Liberalen, verdient noch insoweit einige Betrachtungen, als diesmal wiederum das linkssozialistische Wahlbündnis seine praktische Probe zu bestehen hatte. Es war geschlossen worden, um für Belgien unheilvolle Macht der Liberalen Parlamentsmehrheit zu brechen — ein Ziel, das nicht erreicht wurde: die Liberalen haben ihre Mehrheit von 6 auf 10 Stimmen gesteigert. Soweit sich die Wahlergebnisse bis jetzt übersehen lassen, dürfte sich die Zusammensetzung der neuen Kammer ungefähr wie folgt gestalten: von 188 Sitzen werden 101 von den Liberalen, 45 von den Liberalen und 39 von den Sozialisten eingenommen. Ferner gehört der Kammer ein drittel der Demokaten an. Für unsere belgischen Genossen hätte die Wahl eine schwere Enttäuschung gebracht. Sie hatten hoffte mit einem Sieg geträumt. In der vorigen Woche schrieb Wanderbeide noch im Zentralorgan der Partei, La Voix: „Nach ein paar Tage kräftige Propaganda, Genossen, und... alles ist gewonnen.“

Diejenigen, die sich durch die begehrtesten Wahlhoffnungen der belgischen Genossen und ihren linksliberalen Freunden mitziehen ließen, haben sicher etwas anderes erwartet als den Wahlsieg der Liberalen. Und vor allem diejenigen Genossen, die sich durch die revisionistische Lösung der Wundertat der Wahlbündnisse täuschen ließen, werden jetzt auf höchste Enttäuschung sein. Aber für uns, bemerkt die Bremer Zeitung, ist sehr richtig, die wie immer die Taktik der Wahlbündnisse als geschäftlich und zweckmäßig bezeichnen haben, hat der Wahlsieg der Liberalen, wenn wir ihn in dieser Stärke auch nicht erwartet haben, doch nichts Wunderbares. Er bedeutet das völlige Scheitern der revisionistischen Taktik der Wahlbündnisse mit den Liberalen, die leider seit einem Jahrzehnt innere Kraft der belgischen Partei verheeren. Und die Ursache, weshalb es nicht anders sein kann, ist leicht einzusehen.

Auf den ersten Blick scheint nichts vernünftiger als ein Wahlbündnis. Wenn zwei daselbe wollen, weshalb sollen sie dann nicht zusammengehen, um mit vereinter Kraft das gemeinsame Ziel besser zu erreichen? Das Votum ist leicht unter der reaktionären Herrschaft der Liberalen, die die Volksmassen bestimmen und unterdrückt; ein Teil der Bourgeoisie steht mit der Arbeiter, wie die Pfaffen und Klöster immer größere Teile der Wähler des Landes einfallen und die ökonomische Entwicklung durch Mangel an Bildung stagniert. Welche wollen sie die liberale Mehrheit beistimmen. Deshalb haben sie sich schon zu wiederholten Malen für die Wahlen verbunden, immer fester. Immer mehr gingen liberale und sozialistische Propaganda Hand in Hand; ihre Führer, Wanderbeide und Ansele einerseits, Guymans andererseits reiteten von denselben Erbsinnen über den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, sie hatten schon die Ministerie in der künftigen Regierung unter sich verteilt, und die Liberalen hatten sogar die Förderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts übernommen. Aber sonderbar: der gemeinsame Sieg wollte nicht kommen. Immer näher bot der Liberalismus dem gemeinsamen Ansturm Widerstand, wenn auch seine Mehrheit allmählich kleiner wurde. Und jetzt ist seine Mehrheit sogar wieder gewachsen; seine Vernichtung scheint auf den Kontinentaltag hinausgeschoben zu sein.

Der marxistisch geführte Sozialdemokrat erkennt sehr leicht die Ursache. Nicht Parteiprogramme und ideologische Lösungen, sondern der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat gebietet über den politischen Kampf. Und die Bourgeoisie hat eine gesunde und natürliche Furcht vor jeder politischen Machtvermehrung der Arbeiterklasse. Gerade dadurch, daß die liberalen Politiker sich, um sich wieder einmal an die Regierung zu kommen, mit der Sozialdemokratie verbanden, verloren sie ihren Kredit bei der Bourgeoisie. Wieder als die Gefahr zu lauten, daß Wanderbeide und Ansele Minister werden, — mögen sie auch noch so gemäßigt sein — reformistisch im Sinne Mulerands und Briands regieren —, lieber als das wählte der Kapitalist den Sozialisten, er mag es noch so die Mündigkeit haben und selbst ein Freiheitskämpfer. Darin liegt die Ursache dafür, weshalb die bürgerliche Linke für uns immer unzuverlässiger als Bundesgenosse ist. Nicht weil ihre Politiker immer unzuverlässig sind, sondern weil sie auf die bürgerlichen Wähler nicht rechnen können; geben die Politiker zu weit in ihrer Annäherung an die Woten, so verlieren sie ihren Sinn.

Man braucht daher gar nicht zu den vielen Einzelursachen zu greifen, zu den Kapitalismus aller Nationen zu den hinzukommenden Einzelheiten, um das, was nun ist, zu erklären. Die großen allgemeinen Klassenverhältnisse, die natürlichen Ursachen des Klassenkampfes genügen dazu vollkommen.

Aber noch viel wichtiger für uns sind die vorläufigen Folgen des liberalen Wahlbündnisses für unsere Partei selbst. Seit Jahren wird sie von den führenden Politikern in den Stumpf des Reformismus hineingepreßt; hat den prinzipiellen Kampf gegen den Kapitalismus aller Nationen zu führen, wird mit einem Teil der herrschenden Klasse gegen den anderen geführt. Die Taktik und die Propaganda erden gegen den Liberalen und nicht der Sozialismus. Das muß wieder eine schreckliche Arbeiter von uns abstoßen und in die Arme der Liberalen Volksbrüder treiben. Die einst wegen ihrer

lühnen Eroberung des allgemeinen Wahlrechts so bewunderte Partei ist zum Anhängel des Liberalismus geworden. Glücklicherweise zeigen sich in den letzten Jahren immer mehr Zeichen der Besserung. Eine allmählich wachsende Opposition tritt in Belgien gegen das falsche und schädigende Zusammengehen mit den Liberalen auf; gestützt auf die Lehren des Marxismus treten einige Genossen — vor allem De Man und De Wouderer — für die Taktik des intrantigen Klassenkampfes ein. Eine Parteischule zur Verbreitung theoretischen Wissens ist gegründet worden. Die Anzeichen, daß die belgischen Genossen die Taktik der bisherigen revisionistischen Politik einsehen werden, wehren sich immerfort. Dazu wird nun die gemeinsame Wahlberedlung für die Partei, wenn sie daraus zu lernen weiß, von allergrößtem Nutzen sein können. Daß die Partei durch das Zusammengehen mit den Liberalen innerlich geschwächt wird, sieht jeder, der den belgischen Erfolg, auf die Vernichtung der Liberalen Herrschaft, dränge alle anderen Erwägungen in den Hintergrund. Wird man sich darüber klar, daß die Hoffnung, mit dem Liberalismus zusammen die Liberalen zu füttern, aufzugeben werden muß, dann ist sein Grund mehr vorhanden, an dieser Taktik festzuhalten, dann ist die Bahn frei, die Partei wieder völlig auf sich selbst, auf die Macht des Proletariats zu stellen, und diese Macht durch den scharfen Klassenkampf gegen die ganze bürgerliche Welt zur Entwidlung zu bringen.

**Vor dem Generalkongress**

Brüssel, 4. Juni. Für heute Abend ist in Brüssel und in den meisten größeren Städten Belgiens die Bürgerwehr einberufen worden, da man Zwischenfälle befürchtet. Die gestrigen Zusammenstöße in Lüttich haben im ganzen Lande eine große Enttäuschung hervorgerufen. Gerichtswise verlautet, daß morgen von dem Generalkongress der Arbeiterpartei der Generalkongress für ganz Belgien erklärt werden wird. In der Vorrede und im Mittelbeden ist der Zustand bereits ausgebrochen. Die Mehrzahl der Wahlen haben die Liberalen gewonnen. Mehrere tausend Auswändige sind aus La Louviere abmarschiert, um in der Umgegend ihre Kameraden aufzufuchen, die Arbeit niederzulegen. Ein Sonderzug aus Charleroi brachte Truppen nach den bedrohten Orten. Die Lage ist außerordentlich. In Versailles sind bei den gestrigen Zusammenstößen 12 Personen verletzt worden. Polizei und Gendarmerei senkte auf die Menge. In Antwerpen und Brüssel haben die Miliztruppen Kundgebungen veranstaltet. In Brüssel dauerten die Zusammenstöße bis 2 Uhr morgens. Auch hier machten Polizei und Gendarmerei von ihren Waffen Gebrauch und verletzten mehrere Personen. Einer der Verletzten ist heute seiner Verwundung erlegen. Auch in Brüssel sind Verhaftungen vorgenommen worden. Die Zwischenfälle in Lüttich werden den Gegenstand einer Interpellation im Bütlicher Gemeinderat bilden, auch in der Kammer werden sie zur Sprache kommen.

In den walloischen Provinzen macht sich eine Bewegung geltend zugunsten der administrativen Teilung in eine wallo-nische und flämische Provinz.

Der Abgeordnete Weffre soll die Angliederung der wallo-nischen Provinz an Frankreich befrworten. Der Rektor der Universität in Lille hat die Prüfungen verlegt, da durch die Einberufung der Miliztruppen einzelne Studenten verhindert sind, den Vorlesungen beizuwohnen. In einer Studentenversammlung befrwortete ein Sprecher der Studentenschaft die „direkte Aktion“. Dieser Vorschlag wurde jedoch abgelehnt. Man sieht mit großem Interesse der Entwicklung der Dinge entgegen, besonders dem Tage des Zusammentritts der Kammer. Man ist der Ansicht, daß Belgien ersten Ereignissen entgegengeht.

**Politische Uebersicht.**

Halle a. S., den 5. Juni 1912.

**Die Landtagswahlen in Koburg-Gotha.**

Im Herzogtum Koburg-Gotha fanden am Dienstag die Landtagswahlen statt. Das Ergebnis war: 6 Mandate der rechtsstehenden Parteien, 8 sozialdemokratische und 6 liberale Mandate. Die rechtsstehenden und sozialdemokratischen Parteien gewannen je 1 Mandat, die Liberale vier. Der Ausgang der Wahl darf als ein anfichtlicher Erfolg für die Sozialdemokratie bezeichnet werden. Bei der letzten Wahl im Jahre 1908 gelang es in Koburg von 11 Mandaten eins, und in Gotha von 19 Mandaten sechs zu erobern. Im Gothaer Lande gibt es eigentlich nur drei Parteien. Die Agrarier, in denen Konservern und Antifemiten reiflich aufgegangen sind, die „vereinigten“ Libe-

ralen, in der die unbefruchtete Führung „Nationaldemokratische“ von besonders reaktionärer Spitze haben und die Sozialdemokratie. Die Bindung des Wahlrechts an einen, wenn auch geringen Steuerzensus, entzieht viele der Kernkraft, der Inhaft oder Invalidenten usw. mit ganz niedrigen Einkommen. Besonders ungünstig für die sozialdemokratischen Wahlausichten wirkte das indirekte Wahlrecht. In vielen Orten, in denen die Agrarier herrschen, verbinde die bündlerische Taktik die Aufstellung einer sozialdemokratischen Wahlmannschaft. Der von einer großen Mehrheit des Landtags angeforderte Beschluß, an Stelle der indirekten Wahl das direkte Wahlrecht einzuführen, scheiterte an dem Widerstand der Regierung. Eine reaktionäre „Kommission“, die Einführung eines Dreiklassenwahlrechts oder Verordnung von Besitz und sogenannter „Bildung“ usw. dürfe an dem bestehenden Zustand nicht gerüttelt werden, erklärte einfach den als Staatsminister fungierende ehemalige preussische Weiserrat v. Richter. Ein „Schicksal auf der Partei“ beruhendes Wahlrecht dünkt der Regierung, wie sie zugehört, zu gefährlich!

Den neuen Landtag werden voraussichtlich drei größere Gesetze beschäftigen, um die sich auch der Wahlkampf vorwegend dreht. Die Sozialdemokraten fordern eine gründliche Reform des Gemeindefiskus. An die Stelle der jetzigen Bürgergemeinden soll die Einwohnergemeinden treten. Die notwendige Reform des Gemeindefiskus dürfte die Reaktion mit einer Erbschaftsteuer für die Konsumver-eine zu belassen; die gilt es zu verhindern und weiter wird gefordert werden müssen, daß den zahlreichen armen Gemeinden durch Uebernahme der gesamten Schullasten auf die Staatskasse geholfen werde. Endlich wird die Wahlrechtsfrage erneut aufgeworfen werden müssen. Da damit auch das Steuerrecht verbunden werden muß, haben heftige Reaktionen hervor. Unsere Partei verlangt Befreiung der unteren Einkommensklassen von der Staatssteuer ohne Vernichtung des Wahlrechts, wie überhaupt eine Reform im Sinne unserer Programme. Bis jetzt besteht hier noch der stabilste Zustand, das Einkommen von über 300 Mk. zur Steuer herangezogen werden. Auch in dem Gothaer Lande bedroht der „Kamillensinn“ den belgischen Klassen die Einführung jeder Besitzsteuer und der Steigerung der Einkommensteuer für größere Einkommen. Die gründliche Erörterung aller dieser Fragen hat den Wahlkampf nicht nur befruchtet, sondern ihm auch eine besondere Schärfe verliehen. Um so mehr darf sich die Partei des Erfolges freuen.

**Zum Falle Düwelle.**

Schon einmal hat die Verlegung des Berechtigungscheines zum Einjährigendienst aus politischen Gründen das Parlament beschäftigt, wie die Franz. Zeitung in die Erinnerung ruft.

Am 1. Juni 1906 beantragte der Minister des Innern, Graf Eulenburg im preussischen Abgeordnetenhaus eine Interpellation, welche die Frage der Staatsregierung zu erörtern gedachte, um ein Verfahren zu revidieren, welches der gesetzlichen Grundlage entbehrte, und das auf Anlaß eines Restriptions des Kriegsministeriums und eines Restriptions des Ministers des Innern von den Behörden in Wosen beliebt worden sei. Man hatte nämlich jungen Polen, die am Aufstand gegen Rußland teilgenommen hatten, den Berechtigungschein entzogen und sie obendrein noch in die Arbeiterabteilung eingeteilt. Graf Eulenburg erklärte die Reinsahme am Aufstand für „unmoralsch“, die jungen Leute gehörten nicht die „moralische Qualifikation“.

Das Abgeordnetenhaus aber nahm diese Erklärung nicht annehmung hin, wie jetzt der Reichstag. Unter lauter Zustimmung von allen Rängen des Hauses erwiderte der Abgeordnete Jung, indem er einen Vergleich mit dem Unternehmern Schilling zog, daß man unmöglich Jünglingen die moralische Qualifikation absprechen könne, die sich für ihre Nation der Gefahr ausgesetzt hätten, einem Wuturabi in die Hände zu fallen. Es wurde ein Antrag angenommen, worin erklärt wurde, daß die betreffenden Ministerialerlasse nicht nur gegen die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen, sondern auch gegen die Geschäftsinstruktion selbst verstießen. Der deutsche Reichstag von 1912 aber ist ausnahmslos geeignet, ohne den geringsten Bedenken gegen die Wiederholung der schreiendsten Ungerechtigkeiten gefaßt zu haben.

Die Zeit am Montag schreibt über den Hamalöfen Fall:

„Hätte der junge Düwelle ein Notausweidrecht über ein anderes feudales Verbrechen begehren, so hätte sich ihm unter Umständen Rat schaffen lassen. Aber er schickte sich immeres Verbrechen — hatte sich sozialistischer Bestimmung verdächtig gemacht und einen Verein gegründet, der die Jugendausbildung zum Zweck hatte. Dafür soll er nun lebenslänglich gefaßt, um dieser Mittelteil willen muß all sein verbotenes Wissen und Erleben zurückgelassen und seine Zukunft im Voraus zu Grunde gerichtet werden... Daß es dem Kriegsminister außerordentlich peinlich war, über diesen Fall im Reichstag Rede und Antwort stehen zu müssen, ist durchaus erklärlich. Seine Antwort war denn auch dünn. Mit der Kraft der Verwerfung flammerte er sich an das bedrohliche Mittel und an die angebliche Weidholtheit des jungen Mannes. Wehr konnte er zur Rechtfertigung eines so ungeheuerlichen Verfahrens nicht vor-



weiteren Befugnis kommen und die Wahlreformvorlage erst im Winter an den Senat gelangen.

### Oesterreich-Ungarn.

Die Verweigerung der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhaus. Unter der Führung des strepitosen Zankpfeifers Grafen Tisza, der die Geschäftsordnung mit äußerster Brutalität handhabte, wurden am Dienstag die Verhandlungen von der reaktionären Mehrheit gegen den verpöbelten Widerstand der Opposition in zweiter und dritter Lesung angenommen. Sofort nach Eröffnung der Sitzung brachte Graf Tisza die Generaldebatte zum Abschluss und ließ unter jurabildendem Lärm der Opposition abstimmen. Unmittelbar darauf wurde die zweite Lesung angeordnet, die Debatte geschlossen und zur Abstimmung über die einzelnen Abschnitte geschritten. Während die Opposition tobe, erhoben sich die Mitglieder der Regierungspartei fortwährend zum Zeichen der Zustimmung zu den einzelnen Kapiteln von ihren Sitzen.

Die Opposition gab ihrer Entrüstung über diesen Gewaltstreich, in leidenschaftlichen Ausdrücken Ausdruck. Auf der äußersten Linken wurde geschrien: **Schmadt und Schand!** Der Abgeordnete Juhó nannte Tisza einen ehrlösen Schuft und wurde dafür dem „Immunitätsauspruch“ überwiejen. Der Generalmarsch hatte sich zur Unterdrückung der protestierenden Opposition wieder **Polizei in's Parlament** kommen lassen. Beim Eintritt der Polisten brach die Opposition in laute Buhrufe aus. Die Polizei „säuberte“ den Saal von den oppositionellen Abgeordneten, wobei es zu Gewalttätigkeiten kam, da die Abgeordneten sich widersetzten. Während diese „Käufung“ vor sich ging, verließen die Minister und auch die Mehrheitsparteien den Sitzungssaal. Die Erregung dauerte auch weiterhin an.

**Sudapet, 4. Juni.** Die Opposition erklärte alle heutigen Beschlüsse des Parlaments für ungesetzlich und ungültig. Sie hat natürlich auch die Annahme der Wahlreformvorlage nicht anerkannt. Sie will sogar eine große Deputation zum Kaiser nach Wien schicken und sich beim Monarchen über die Verletzung der Verfassung beschweren. Graf Tisza soll in den Anklagezustand verlegt werden. Die Aufregung in der ganzen Stadt über die heutigen Vorgänge im Parlament ist so groß, daß jeden Augenblick der Ausbruch einer schweren Unruhen zu befürchten ist. Gendarmen und Husaren patrouillieren bereits in den Hauptstraßen. Aus der Provinz werden fortwährend neue Verstärkungen herangezogen.

**Wien, 5. Juni.** Der größte Teil der Wiener Presse beurteilt scharf das Vorgehen des Grafen Tisza im ungarischen Parlament und nennt sein Verhalten einen Frevel am Parlamentarismus, der noch unberechenbare Folgen haben werde.

### Rußland.

Der Kaiser und seine Freunde. Zar Nikolaus II. hat es gerne, seinen getreuen Unterthanen, von Zeit zu Zeit recht deutliche Aktionen über die wahre Natur der russischen Scheinverfassung zu erteilen. Zwar gelangt es auch den ministeriellen Gängelkern des Zaren mit ihrer Unterdrückungs- und Ausplünderungspolitik nicht, den wahren Kern dieses barbarischen und schändlichsten aller Regierungssysteme zu verzeugen, doch bleibt es dem Zaren vorbehalten, durch seine „höflichsten“ Aktionen das Bild der russischen Schandverfassung zu vollenden und jeden Zweifel an ihrem wahren Charakter zu beseitigen. Heute ist es die Begnadigung der christlichen Mordbrenner und Bogromiten, der besonders Schützlinge des Zaren, morgen — die Begnadigung eines Polizeioffiziers, der zwei alte jüdische Kaufleute meuchlings niedergeschossen hat, übermorgen die Begnadigung oder die Begnadigung irgendeines christlichen Galankens und Verbrechers. Immer und überall bleibt sich der Schwelger der Dolch- und Mordanschläge, der Freund Rasputins und Dubrowskys, treu und verständig es nicht, dem russischen Volke wie der gesamten Kulturwelt die freisten Herausforderungen und Schandungen ins Gesicht zu schicken. Neuerdings lenkt eine besondere Aktion des Zaren die Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge. Der Zar hat dem Führer der schwarzen Hunderte **Burischkewitsch**, einem der verächtlichsten und schmutzigsten Subjekte aus dem Lager der Reaktion, dessen Name nicht nur in Rußland als Symbol alles Völlereiens, Gefährlichen, Verbrecherischen angesehen wird, als Zeichen seiner besonderen Gnade sein Bild im Rahmen eines „eigenhändigen“ Unterschrifts verziehen. Burischkewitsch selbst setzt die Mittelwelt von diesem Ereignis in Kenntnis, und die offiziöse Petersburger Telegrammenagentur beizt sich, den Wertlaut dieses Telegramms zu verbreiten. Auf dem gegenwärtig tagenden Kongreß der christlichen Leute hat die Auszeichnung eines ihrer Führer stürmischen Beifall ausgelöst — ein Effekt, den der Zar wohl mit ins Auge gefaßt hatte.

## Aus der Partei.

### Der neueste Parteistreit in Württemberg.

Zu den sonderbaren Vorgängen in Göttingen, der Versammlung der Göttinger Freien Volkszeitung mit der Donauzeitung, in Ulm und den deswegen unter so eigenartigen Umständen erfolgten Rücktritt des Redaktionsgenossen Thalheimer erklärt jetzt der Landesvorstand der Sozialdemokratie Württembergs eine Erklärung. Da sie ebenso umfangreich wie nichtsagend ist, beschränken wir uns darauf, ihren Inhalt in Auszug wiederzugeben. Selbstverständlich ist der Landesvorstand in dem für ihn kompromittierten Göttinger Fall rein und unschuldig wie ein Lämmlein und hat dabei auch nicht ein Wörtchen getrübt. Das ist der Reichheit letzter Schluss der Erklärung, an die im übrigen mehr als nötig pathetische Entfärbung verwendet wurde und von persönlichen Ausfällen gegen den „Stuttgarter Reichserklärer“, der „bei seinen Arbeiten keinerlei Rücksicht auf das Interesse der Partei (21) nimmt“, nur so tropft. Sein Artikel über die Göttinger Vorgänge soll „das Ungeheuerliche und Verleumdende“ enthalten, „was bisher gegen die Tätigkeit des Landesvorstandes der Sozialdemokratie Württembergs aus dem Lager der eigenen Partei veröffentlicht wurde“. „Teilweise der „Stuttgarter Reichserklärer“ (W.) enthält seine Ausfälle darin, notwendige Vereinerbarungen (21), die sich aus den Verhältnissen (1) ergaben, tendenziös zu entstellen“.

In diesem lieblichen Tone geht es weiter. Was hat der Landesvorstand nun sachlich zu der Angelegenheit vorzubringen? Er erklärt frank und frei: „Es ist unabweisbar, daß der Landesvorstand in irgendeinem Stadium der Verhandlungen die Entlassung Thalheimers verlangt hat“, um gleich unmittelbar darauf zu schreiben: „Wahr dagegen ist, daß die Ulmer Parteigenossen verlangt haben, daß der seit der Gründung ihres Parteivorstands mit dessen Leitung betraute Genosse Rothmann die politische Redaktion der zu vereinigenen Parteiblätter übernehmen solle, da sie seine Ursache haben, einen Mann um seinen Einfluß auf ihr Parteivorstand zu bringen, mit dessen Leistungen sie in jeder Hinsicht zufrieden waren“.

Das klingt alles so harmlos, daß man fast glauben kann, der Landesvorstand müßte die etwas anders lautende Darstellung des Stuttgarter Reichserklärers mit Recht als eine „Herabwürdigung“ empfinden und könnte der Enttarnung gar nicht genug aufbringen. Doch der Landesvorstand aber doch wohl in der Sache nicht ganz so unschuldig ist, wie er uns glauben machen möchte, das geht aus der weiter unten abgedruckten Erklärung des Genossen Thalheimer hervor. Wie schuldig der Landesvorstand ist, das vermögen wir natürlich nicht festzustellen. Wir zweifeln sogar nicht, daß er in der ganzen Sache möglichst in der Weise vorgegangen ist, die man als der Tapferkeit besten Teil bezeichnen und auch die „korrekte“ Form genannt hat. Nur an seine Unschuld zu glauben, sind wir nicht imstande. Von den vielen Parteiblättern, die sich mit dem neuesten Göttinger Fall beschäftigt haben, urteilt die Leipziger Volkszeitung am schärfsten, indem sie nicht mit Unrecht von einem „Gewaltstreich“ redet und diese scharfe Bezeichnung unter Beweis stellt, die uns durchschlagender und überzeugender erscheinen, als die Unschuldserklärung des Landesvorstandes. Es sei nur an die Tatsache erinnert, daß der neue politische Redakteur der vereinigten Parteiblätter, Genosse Rothmann von der Donauzeitung, in diesem Blatte am 6. Februar mit Bezug auf die Göttinger Freie Volkszeitung geschrieben hat:

„Die eiternde Wunde am württembergischen Parteivorstand muß mit sicherem und tüchtigem Griff beiligt werden. Wenn's nicht anders geht, mit außerordentlichen Mitteln.“

Wenn es aber noch weiterer Momente bedürfte zur Beurteilung der Haltung, die der Landesvorstand in der Versammlungsfrage und Thalheimers Rücktritt eingenommen hat, so gibt sie die nachfolgende „Erklärung“:

„Die Genosse Thalheimer am die Schwäbische Tagwacht und den Bormärts fandte, in ausbrechendem Wut: „Auf die heutige Erklärung des Landesvorstandes in der Schwäb. Tagwacht erkläre ich folgendes:“

Ich bin von der Redaktion der Freien Volkszeitung zurückgetreten, weil die Beauftragten des Verlages und der Geschäftsleitung der Donauzeitung meinen Rücktritt als ultimative Bedingung für die Versammlung stellten und weil der Landesvorstand, obwohl die Sanierung des Göttinger Parteiblattes vom Parteivorstand von der Versammlung mit der Donauzeitung abhängig gemacht worden war, erklärte, keinerlei Einfluß auf die Stellungnahme der Ulmer Genossen ausüben zu wollen. Die Tatsache meines erzwungenen Rücktritts verdrängt ich sowohl in der entscheidenden Göttinger Parteiverammlung als auch in der in der Freien Volkszeitung veröffentlichten Erklärung, weil die Aussprache meiner Maßregelung die Zustimmung der Parteiver-

sammlung zu dem Ergebnis der Fusionsverhandlungen und damit die Sanierung des Blattes gefährdet hätte. An dem Zusammenbruch des Blattes, der zugleich den Zusammenbruch des 10. Jahrestages auf Jahre hinaus bedeutete hätte, wollte ich auch um den Preis äußerster persönlicher Opfer keine Mitverantwortung tragen. Die Rücksicht auf das Zustandekommen der Sanierung fällt jetzt weg. Ich habe also keinen Grund mehr, der Gesamtpartei die Tatsache vorzuenthalten, daß mein Rücktritt ein erzwungen war und die Verantwortung dafür auf die Ulmer Parteiretter, den Landesvorstand und den Parteivorstand fällt, insofern der letztere durch seine Bedingungen und seine spätere Passivität uns den ersten in die Hände lieferten.“ Thalheimer.

Der Vorwurf, den Genosse Thalheimer am Schluß seiner Erklärung dem Parteivorstand macht, ist so ganz unbedeutend nicht. Ansoforten darf auch die S. V. zu der getriggen Erklärung des Parteivorstandes mit gutem Rechte bemerken: „Die Erklärung des Parteivorstandes bestätigt im wesentlichen, was ihm der Artikel unserer Württemberger Freiheit vorwirft. Er hat dem württembergischen Landesvorstand völlig freie Hand gelassen und so die Freizügigkeit auf die Göttinger ermöglicht. Das ist ein Verbrechen, das die allerhöchste Kritik verdient. Der Parteivorstand mußte wissen, daß es sich hier nicht nur um eine geschäftliche Angelegenheit handelte, sondern daß die Sache auch große parteipolitische Bedeutung hatte. Er hätte sich das sofort sagen müssen, als er den unglücklichen Vorkfall machte. Ulm und Göttingen zu verstopfen. Ihn ihm das Bedenkliche dieses Verfahrens gar nicht aufzugeben, oder glaubt er, daß der fiskalische Gesichtspunkt allem andern vorgeht, glaubt er wirklich, daß vor allem der Geldsack der Partei gefüllt werden muß und die idealen Interessen der Parteimitglieder sich dem unterordnen haben? Aber wenn er trotz aller Bedenken, die ihm anstehen mußten, die Verschmelzung für unbedingt nötig hielt, weshalb überließ er die Göttinger einfach dem Landesvorstand und den Ulmern? Hat er nicht geglaubt, daß diese Gelegenheit nicht nach dem Schema F zu erlösen ist, daß die äußersten Ästen ihm die Verantwortung vor der Gesamtpartei nicht erleichtern werden, wenn die formale Korrektheit zum materiellen Unrecht gegen die Göttinger Genossen wird? Wir fürchten, daß wir dem Parteivorstand Unrecht tun, wenn wir behaupten wollen, er habe eine politische Angelegenheit wie ein Skandalon erwidert. Wir vermuten vielmehr, daß er besonders auf Göttinger bedachte, als er die heikle Affäre des Württembergers unter sich zur Regelung überließ, nachdem er das Geld bemüht und die Verschmelzung der beiden Blätter durchgesetzt hatte. Und in der Tat, eine angenehme Aufgabe wäre ihm bei dem Versuch, zu einer andern Regelung der Affäre zu kommen, als sie nun stattgefunden hat, nicht geworden. Aber der Parteivorstand darf sich eben nicht von unangenehmen Sachen brüden; der Partei ist nicht damit bedient, wenn er jetzt seine Hände in Unschuld wäscht. Vom Parteivorstand muß man die Entschlußkraft fordern, die dazu gehört, in ein Wespennest zu greifen. Das heißt nicht, daß er als Diktator wirksam sein soll, aber daß er eingreift hat, wo eine Verengung einer Richtung in der Partei durch eine andere, wo die Gesamtheit während der freien Entwicklung in der Partei bräht. Das ist die Pflicht, die er unbedingt zu erfüllen hat und die ihm Göttinger Fall von ihm freilich verjagt wurde, wie seine eigene Erklärung zeigt.“

### Beleidigung, Verwurf oder Erpreßung.

Die Freizügigkeit endete eine Aktion, die der Leipziger Staatsanwalt gegen Gen. Müller von der Leipziger Volkszeitung eingeleitet hatte. Müller sollte sich gegen § 153 der Gewerbeordnung und gegen eine Anzahl Strafgesetzbuchparagrafen vergangen haben. Die Volkszeitung hatte einige Müller zugunsten des Fleischerverbandes aufgenommen. Neben Müller waren auch die der Angelegenheit noch zwei Funktionäre des Fleischerverbandes Platz. Da der Staatsanwalt während der Verhandlung vor dem Schöffengericht sah, daß der ominöse § 153 keine Anwendung finden würde, beantragte er die Verweisung der Sache an das Landgericht, da — Erpreßung (1) vorliege, denn es sei bezweckt worden, die nichtorganisierten Fleischergehilfen in die Organisation zu treiben. Das Schöffengericht fand in den Notizen wieder eine Beleidigung noch sonst eine strafbare Handlung und kam zu einer Freizügigkeit; nur ein Verbandsfunktionär löst 30 M. zahlen wegen einfacher Beleidigung durch ein Bußgeld.

Verantwortlich für Leitartikel, Politische Uebersicht, Parteinachrichten, Ausland, Gewerkschaftliches, Feuilleton und Vermischtes Karl Wod, Volantes: Wilhelm Roemen, Provinziales: Gottl. Kasparek, sämtlich in Halle.



## Stoppdecken.

- Satin mit Reformfutter und guter Füllung . . . Stück 2<sup>35</sup>
- Satin mit Reformfutter, gute Füllung, in bordeaux 9<sup>00</sup>
- und blau . . . . . Stück 4<sup>00</sup> 3 M.
- Satin mit Reform- oder Jaconettefutter, gute Füllung, in bordeaux und blau . . . . . Stück 10<sup>50</sup> bis 3<sup>25</sup>
- zweiseitig, mit guter Füllung und Kordelrand, in allen Farben . . . . . Stück 12<sup>50</sup> bis 4<sup>90</sup>
- Satin zweiseitig, mit prima Wollfütterung, in allen Farben . . . . . Stück 21<sup>50</sup> bis 13<sup>75</sup>
- zweiseitig, Satin in 2<sup>95</sup>
- Kinderrwagen-Stoppdecken Stück 2<sup>25</sup> bis 1<sup>50</sup> M.

## Bade-Saison.

- Bade-Handtücher weiss und bunt gestreift Stück 2.00 bis 30 Pf.
- Bade-Laken weiss und bunt gestreift Stück 7.50 bis 80 Pf.
- Bade-Mäntel in weiss und bunt, Stück 10.00 bis 3<sup>25</sup> M.
- Bade-Mützen aus wasserdichten Stoffen Stück 3.00 bis 18 Pf.
- Bade-Anzüge uni rot, blau gestr. od. rot gestr. in Damen u. Kinder, St. 7.75 bis 85 Pf.
- Bade-Anzüge in Trik. f. Damen u. Kind. reiz. Neuheiten, St. 4.75 bis 85 Pf.

## Garten-Tischdecken.

- Tischdecke mit Fransen, waschecht, gute Qualität, 110x110 . . . . . Stück 1.75 bis 1<sup>25</sup> M.
- Tischdecke mit Fransen, waschecht, prima Qualität, 125x125 . . . . . Stück 2.50 bis 2<sup>00</sup> M.
- Tischdecke ohne Fransen, waschecht, gute Qualität, 110x110 . . . . . Stück 1.35 bis 98 Pf.
- Tischdecke ohne Fransen, waschecht, prima Qualität, 125x125 . . . . . Stück 3.50 bis 1<sup>50</sup> M.
- Tischdecke ohne Fransen, waschecht, beste Qualität, 125x125, extragr., St. 6.50 u. 2<sup>85</sup> M.
- Stückware in grösst. Muster-Ausw., 110 bis 125 cm breit Meter 2.25 bis 95 Pf.

Geschäftshaus

# J. LEWIN

Halle a. S.,  
Marktplatz 2 und 3.



# I. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 129

Halle a. S., Donnerstag den 6. Juni 1912

23. Jahrg.

## Sabrestonferenz der englischen J.-L. P.

Aus London wird uns geschrieben: Die J.-L. P. (Unabhängige Arbeiterpartei), jene Section des englischen Sozialismus, die der Arbeiterpartei angegeschlossen ist, hielt am Pfingstmontag und dem darauffolgenden Tage ihre Sabrestonferenz in Westbury ab. Westbury ist das Zentrum des südwestlichen Kohlenrubengebietes und eine Hochburg der J.-L. P. Die Stadt ist nicht nur den Genossen Sir Gardie als einen ihrer besten Abgeordneten im Parlament, sondern die Arbeiterpartei hat auch die höchste Vertretung von allen Parteien im Stadtrat, indem von allen 38 Mitgliedern und von den direkt gewählten 24 Mitgliedern nicht weniger als 11 der Arbeiterpartei angehören. Als Erbit der örtlichen Stärke ist es anzufassen, daß der Bürgermeister der Stadt in voller Zustimmung die Konferenz eröffnete, eine „Erhebung“, die bisher noch keiner sozialistischen Konferenz in England gutgeheißen ist.

Am der Konferenz waren 212 Delegierte anwesend. Die Gesamtzahl der Mitglieder der Partei wird nicht angegeben, aber es wird nicht geneigt, daß sie seit dem Vorjahre, wo sie von verschiedenen Seiten von 30 bis 60.000 geschätzt wurde, zuzunehmen ist. Den Vorsitz führte der Präsident der Partei, Genosse W. C. Anderson. Die Eröffnungssprache des Präsidenten gab einen Überblick auf den ganzen Gang der inneren und äußeren Politik, erhielt Betrachtungen über die industrielle Krise in England und lieferte etwas wie eine Programmrede der J.-L. P. Einige Auszüge daraus mögen hier folgen. „Die Ursache der Arbeiterunruhe“, sagt er, „ist die Unterjochung der Arbeit durch das Kapital und das Wachsen des Klassenbewußtseins“. Wachsen der Profit, Reichtum und Pomp auf der einen Seite und wachsende Armut, Unfreiheit und Arbeitslosigkeit auf der anderen. Das ist die Ursache der Unzufriedenheit, und zu ihrer Beseitigung bedarf es keiner Regierungseingriffe.

In den jüngsten Kämpfen, führt Anderson fort, haben die Arbeiter mehr wirtschaftliche Erfolge erzielt, als die politische, weil die Waffe des Streiks im Augenblick die geistreichste erschien. Der Streik kann nicht nur wirtschaftliche Vorteile bringen, sondern auch ein Mittel dazu sein, das Parlament vorwärts zu treiben. Aber der wirtschaftliche Kampf kann niemals den politischen ersetzen. Der Sozialismus, von dem man dank der törichten Verfolgungen der Regierung neuerdings so viel hört, hat seinen wirklichen Einbruch auf die Arbeiter gemacht. Er ist auch nur ein Verweilungsstadium und würde nur dazu führen, den Staat mit allen seinen Mitteln, Militär und Polizei der schärfsten Kontrolle der Bevölkerung auszuweichen.

In wenigen Jahren werden die Arbeiter gelernt haben, einzig zu stimmen, wie sie jetzt einzeln tun, und die Erhebung der politischen Macht mit Hilfe des Stimmzettels wird das Tor öffnen zur vollen wirtschaftlichen Freiheit.

Bei der Besprechung des Vorstandsbereichs führte ein Passus des Berichts über die Wahlreform zu einer lebhaften Diskussion. Der Bericht erklärte, daß die Partei jede Wahlreform bekämpfen werde, die nicht auch das Frauenwahlrecht enthält. Der Vorstand hatte eine dahingehende Resolution gefaßt und der Parlamentsabgeordnete Snowden beantragte, daß die Konferenz sich dieselbe formell zu eigen mache. Dagegen sprachen Armstrong, Gold und Spencer-Loggins, indem sie ausführten, daß sie sich für das Frauenwahlrecht entschieden, aber nicht glauben, daß die Partei das Recht habe, eine Erweiterung des Männerwahlrechts zurückzuweisen, selbst wenn es nicht gelänge, gleichzeitig auch das Frauenwahlrecht zu erringen. Das allgemeine Männerwahlrecht würde sowohl die sozialistische Bewegung stärken, wie auch das Frauenwahlrecht beschleunigen. Anderson, Mitglied des Parlaments, sprach in bewegten Worten für die Resolution. Er fordere das Frauenwahlrecht ohne jede Rücksicht darauf, welcher Partei die Frauen ihre Stimmen geben werden. Die Arbeiterpartei sei die einzige, die das Vertrauen der Frauenrechtlerinnen nicht betrogen hat, und wenn wir jetzt ein erweitertes Männerwahlrecht annehmen, ohne daß auch der Frauen Wahlrecht geschieht, werden sie uns mit Recht für dieselben Gesünder ansehen wie die bürgerlichen Parteien. Auf die Frage eines Delegierten erklärte der Präsident, daß der Vorsitzende der Arbeiterfraktion, Macdonald, ausdrücklich erklärt habe, die Arbeiterfraktion sei bereit, wenn nötig, die Regierung in der Frage des Frauenwahlrechts zu stützen. — Die Vorstandsvollversammlung wurde einstimmig angenommen.

In einer Reihe von Resolutionen, die von Sir Gardie begründet wurden, beglückwünschte die Konferenz die deutsche Sozialdemokratie zu ihrem Wahlsiege, schied den Arbeitern Deutschlands ihre herzlichen Grüße und den Ausdruck des Wohlwollens, bedauerte die Spannung zwischen den beiden Ländern, die durch die Intrigen und Manipulationen von Anarchisten oft hinter dem Rücken der Parlamente verursacht wird und die Wälder beinahe in einen blutigen Konflikt getrieben hätte. Ferner verlangte sie von der englischen Regierung, daß sie ihre Vertreter an der nächsten Gauger Friedenskonferenz beauftrage, den deutschen Antrag zur Abschaffung des Seebüterrechts zu unterstützen, was die Flottenrüstungen ihres plausibelsten Wortes berauben würde. Schließlich protestierte die Konferenz gegen die Haltung der äußeren Politik Englands durch Sir Edward Grey, beurteilte die geheime Diplomatie und forderte, daß alle Verhandlungen mit fremden Mächten dem Parlament zur vorherigen Genehmigung unterbreitet werden sollen. — Die Resolutionen wurden einstimmig angenommen.

Begrüßungstelegramme wurden beiseite von den meisten ausländischen Arbeiterparteien, von verschiedenen gleichzeitig tagenden englischen Gewerkschaftsversammlungen und von der in Manchester tagenden Konferenz der J.-L. P. Sie werden alle dankend beantwortet. Von Karl Kautsky ist ein Schreiben eingelangt, worin es heißt: „Die britischen Arbeiter werden wieder zu dem, was sie zur Zeit des Christismus waren — die Preiselieferer der Welt. Sie haben den Kampf um die Macht begonnen, um in diesem Kampfe entwideln sie neue Stoffe zu werden, und in diesem Kampfe entwickeln sie neue Möglichkeiten und Methoden, die von der größten Bedeutung für den Sozialismus in allen Ländern sein werden. Ihr Gatte genügt sein, daß die Verhandlungen der Konferenz unserer Ge-

nossen im Vereinigten Königreich von jedem Klassenbewußten Arbeiter und jedem Sozialisten der Welt mit dem größten Interesse und der größten Sympathie verfolgt werden wird.

Für eines vernünftigen Sozialisten im Auslande ist auch englischen Genossen: die Vereinigung ihrer Kräfte in dem gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Aber wir können sicher sein, daß je schärfer der Kampf, um so näher auch die Einigung sein wird.“ — Der Präsident glaubte dazu bemerken zu müssen, daß wenn Kautsky den Bericht der Konferenz in Manchester zu lesen bekommt, wird er auch den Standpunkt der J.-L. P. verstehen.

Die Abstimmung über die Wahl des neuen Präsidenten, der man mit großem Interesse entgegen sah, ergab 185 Stimmen für die Wiederwahl Andersons gegen 112 Stimmen, die auf den Abgeordneten Lansbury entfielen.

Zu einer sehr lebhaften Debatte führte die vom Abgeordneten Jowett vorgelegte begründete Resolution über die Parteifaktik. Sie verlangte von der Arbeiterfraktion, daß sie über alle Fragen ausschließlich nach sachlichen Erwägungen abstimme, ohne Rücksicht darauf, daß eine solche Abstimmung eine den Stütz der Regierung beschleunigen könnte. Ein solches Verhalten werde auch die autoritative Gewalt des Kabinetts einschränken und die Autorität der Volksvertretung herstellen. Jowett sagte, die Resolution greife das bestehende Parlaments-Regierungssystem an seiner Wurzel an. Die Wahl liege zwischen Kabinettsregierung und Parlamentsregierung.

Jowett brachte darauf eine zweite Resolution ein, die sich das gegenwärtige System der Kontrolle der Staatsabteilungen durch einzelne Minister erklärt und die Arbeiterfraktion aufgefordert, für ein System einzutreten, wobei die Volksvertreter durch permanente Kommissionen, in denen alle Parteien vertreten sein sollen, mit allen Staatsabteilungen ständig in Verbindung gehalten werden.

Diese Resolution wurde nach kurzer Debatte mit großer Mehrheit angenommen.

Es folgten Protokollresolutionen in Sachen Mann, Malaga und Malatya, eine Resolution zugunsten der Eisenbahn- und Grubenverkettung, für das allgemeine Wahlrecht für beide Geschlechter und gegen das internationale Wettrennen mit der Empfehlung an die sozialistischen und Arbeiterparteien aller Länder, auf ihre respektiven Regierungen einen Druck auszuüben, damit sie in einer internationalen Konvention sich über die Einschränkung der Wählungen verständigen.

Eine Resolution zugunsten eines allgemeinen gesetzlichen Minimallohns und des gesetzlichen Achtstundentags wurde nach einiger Debatte einstimmig angenommen. Weitere Resolutionen bezogen sich auf das Streikrecht, nebst einem Protest gegen die Manipulationen der Handelskammern gegen das Koalitionsrecht, auf Schulfunktionen und Blindenfürsorge. Der nächste Parteitag findet in Lancashire statt.

## Gewerkschaftliches.

### Die Lohnbewegungen in Hamburger Hafen

nähern sich ihrem Ende. Durch Verhandlungen mit dem Hafenbetriebsverein sind nun auch für die ausländischen Luftmaschinisten betriebliche Bedingungen erzielt worden, die eine bedeutende Verhärtung der Arbeitszeit und eine anscheinliche Lohnherabsetzung bringen. Der Streik ist daher aufgehoben worden. Winder günstig habe die Kabinarbeiter abgeschlossen, die teils bei den Großreedern, teils im Staatsbetrieb beschäftigt werden. Vater Staat weicht sich nach allem empfindlichen Druck auch hier als das Gegenstück eines sozial empfindlichen Unternehmens. Seine heftigste Weigerung, den ganz unzulässigen Lohn einer Kabinarbeiter angemessen zu erhöhen, ist die Ursache, daß auch die in den Postkabinbetriebe tätigen Arbeiter sich mit unbefriedigenden Verbesserungen zufriedengeben müssen. Es wurde nur für die Gelegenheitsarbeiter eine Erhöhung des Tagelohnes um 20 Pf. auf 3.80 Pf. und bessere Löhne für Nacht- und Sonntagsarbeit bewilligt. Ferner soll in Konsequenz der Abmachungen mit den Schauerleuten am 1. Mai 1912 die zehnjährige Arbeitszeit durch die neunjährige ersetzt werden. Am Staatsdienst und bei der Anwerftätigkeit wird meistens nach einem Jahr die Arbeiterzeit ununterbrochen fortzuführen gearbeitet, bei den Vertriebs- und Tagelohngehörigen gegeben werden. Würde der Tagelohn erhöht, so müßten auch die Abfordrige erhöht werden; und das geht dem Staat nicht in den Kram! So leiden unter seiner Ansaufertigkeit die gesamten Kabinarbeiter. Ein Tarif ist nicht abgeschlossen worden. Die Boermainlinie und die Ostafrikanische haben ihren Kabinarbeitern besondere Lohnabreden gegeben, nach denen sich der Lohn für Kabinarbeiter um 1 Pf. nach vierjähriger Beschäftigung auf 96 Pf. für feste Kranführer im Anfangslohn um 2 Pf. im Endlohn nach dreijähriger Beschäftigung um 8 Pf. für Schiffsführer im Endlohn nach dreijähriger Tätigkeit um 1 Pf. für Schuppenführer im Anfangslohn um 1 Pf. im Endlohn nach siebenjähriger Tätigkeit um 2 Pf. für feste Kabinarbeiter nach fünfjähriger Beschäftigung um 1 Pf. erhöht. Ferner sind die Vergütungen für Nacht- und Sonntagsarbeit usw. verbessert worden. Die Folge der ungenügenden Bezahlung ist das starke Fluktuieren der Arbeiter in den Kabinbetrieben. Da leider auch die Organisationsverhältnisse recht zu wünschen übrig lassen, ist gegenwärtig mehr nicht zu erreichen. Doch nicht benichtig ist die Bewegung der Postkabinarbeiter. Es ist hier am 1. Juni zur 8-jährigen abgeschlossen worden. Die bisher nicht zur Abschließung eines vom Transportarbeiterverband überlieferten Tarifs bereit erklärt haben.

### Der Streik der Berliner Staufkneue

ist nach neunmonatlicher Dauer mit vollem Erfolg beendet. Die Tarifvorlage der Unternehmer, die die bisherigen Arbeitsbedingungen vollständig auf den Kopf stellen wollte, wurde von den Unternehmern zurückgezogen. Am 1. Oktober 1912 tritt eine Erklärung der Arbeitszeit um 1/4 Stunde ein. Die achtstündige Arbeitszeit kommt am 1. Oktober 1913 zur Einführung. Der Stundenlohn wird sofort um 3 Pf. erhöht, am 1. Oktober 1912 und 1913 tritt eine weitere Erhöhung des Lohnes um je 3 Pf. pro Stunde ein. Der Mindesttarif bleibt unverändert. Die Unternehmer gehören dem Kartell der Arbeitgeberverbände an. Auf die fischen von den Unternehmern schon vor einigen Wochen verbreiteten Gerüchte von der Beendigung des Streiks sind eine große Anzahl von Staufkneuen nach Berlin geflohen, ohne Aussicht auf Arbeit. Von den Streikenden selbst sind noch 190 Mann ohne Arbeit. Im

Interesse der zureisenden Staufkneue, besonders aber im Interesse der arbeitshungrigen Käufer für den Wochentag wird dringend ersucht, Berlin vorläufig zu meiden.

## Halle und Saalkreis.

Halle a. S., den 6. Juni 1912.

### Sozialdemokratischer Verein.

Am Donnerstag, den 6. Juni, abends 8 1/2 Uhr, findet im Volkspalast eine Sitzung der Gesamtfunktionäre des Sozialdemokratischen Vereins nach § 12 der Satzungen statt. Pünktliches Erscheinen erwartet Der Vorstand.

### Zum Väterfest.

Die Halle'sche Väterzeitung hat nun die Sprache wieder gefunden. Sie sieht nun ein, daß es doch einen Väterfest in Halle gibt, den sie erst abzugeben wollte.

Die Innung verliert in einem Artikel in der Halle'schen Zeitung wieder mit den alten Mitteln die Öffentlichkeit zu täuschen, indem sie immer wieder die Kunde bringt, daß bei den Kleinrentner arbeitenden Gesellen nicht hinter den Forderungen des Verbandes ständen. Wir müssen es als ein hartes Bild bezeichnen, wenn geschrieben wird, daß nur der Friedrich die Forderungen aufgestellt und auf eigener Initiative den Streik gemacht hat. Nein, eine Verammlung von 150 Gesellen hat beschlossen, die gestellten Forderungen an die Vätermeister zu richten. Nur die Beschlässe jener beherrschter Versammlungen hat die Verbandsleitung ausgeführt.

Der Gesellenauschuss hat keine Versammlung gefragt, was von den Vätermeistern fordern sollte, sondern hat jede Auskunft darüber abgelehnt, was er im Geheimen mit der Innung beschließen wollte. Der Gesellenauschuss hat sich dann als vollkommen willfähriges Werkzeug der Innung gezeigt. Gätte der Gesellenauschuss in Wirklichkeit die Forderungen der Gesellen vertreten, wäre es vielleicht zu seinem Streik gekommen.

Es ist vollkommen aus der Luft gegriffen, wenn sie behaupten, es hätten nur 14 Gesellen gestreikt. Nein, 64 Gesellen haben die Arbeit niedergelegt, von denen allerdings ein Teil gleich am 1. Tage die Arbeit zu den neuen Bedingungen aufgenommen konnte, 48 Gesellen arbeiteten bereits vor Ausbruch des Streiks zu den neuen Bedingungen, so daß das Gerücht der Innung nur die eigene Unkenntnis über die Lage des Berufes festzujagt.

Daß der Streik nun im vollen Gange ist und mit immer mehr Erfolg seinen Fortgang nimmt, zeigen die täglichen Bewilligungen, die jetzt die Zahl 40 bereits überschritten haben.

Die Innung mag nur so weiter den Streik unterlegen und sie wird noch freilich genug einsehen, daß sie sich in den letzten Abänden und den neuen Beschläffen anpassen muß.

Das Gesellen über die beherrschten Kabinrentner kann und nicht mehr führen. Denn die Schmach und die sich herein stellt, daß sie jeden Verlust der geduldeten Arbeiterklasse, ihre Lage zu verbessern, als Folge einer Geharbeit hinstellen, während sie die bestehenden Mißstände nicht anerkennen wollen.

Verband der Väter und Konfitoren, Pitale Halle.

### Wilhelm der Bielefelder.

Überall bin ich zu Hause, Überall bin ich bekannt.

Die Saaleanten kann durch ihre Abwesenheitseifer sicherlich keinen Reiz erwecken. Wenn wir uns trotzdem mit ihrem Hefedebatte beschäftigen, so geschieht das nicht aus neugieriger Neugier, sondern nur um wieder einmal zu zeigen, in welcher Weise unser intellektueller Streik hier in Halle „geistig geistig“ werden. Auch die tägliche geistige Nahrung dürfte ein Gradmesser für die Gemeinde sein, für deren Mitglieder die Worte gelten: „Sage mir was du ließt, dann will ich dir sagen wer du bist.“ Daß in einer Unwissenheitsstadt, in der man sich erlaubt, sehr häufig über die „unreife Masse“ zu gernen, Saalezeitungs-Chefredakteur Wilhelm Georg die „Gebilden“ von Halle bei jeder passenden Gelegenheit einreißt, ist auch ein Beweis dafür, mit welcher großer Weisheit die Welt „regiert“ wird. Wie schon angedeutet, ist es nicht die Saalezeitung, die wir nicht lesen wollen. Was nicht ist, da hat auch der sozialdemokratische Abonnementjämmer kein Recht zu fordern. Wir sind aber auch davon überzeugt, daß wenn Saalezeitungs großer Wilhelm sich erniedrigen würde, unsern Artikel zu lesen, er sagen würde, sie sind mir nicht „genusam“ und nicht wert, mir den Schlußriemen an zu lösen. Und warum auch nicht. Die vielen W. G. unter den verschiedensten Wirteln der Saalezeitung werden jetzt in Kollegenkreisen meist als Wilhelm der Große gefeiert. Und hätten wir nicht schon einen Wilhelm den Großen, so würde Georg Wilhelm von dem demparthischen Verleger mit dem wir wärenden sicher als solcher ernannt werden. In der Redaktion geht die Kunde, ihn, zu seinem demnachst stattfindenden Jubiläum, um Veredelungen in höchsten Kreisen zu vermeiden, ihn als den „biden Wilhelm“ zu ernennen. Markiert hat er ihn schon öfter. Und ist das kommende Jubiläum nicht eine Gedenkfeier. Dem früheren Verleger des mehr eingelesenen als eingelesenen „Vorwärtsblattes“ hatten wir einmal vorgerechnet, daß er in nicht allzu langer Zeit 20 Redakteure „Anjuniert“ hätte. Nichts war damals beständiger als der Gedanke, daß Wilhelm das zu bezeichnen, mehr den eisernen Verbänd der Redaktion, als den der Wägen es nicht ein liberaler Genetret, als sich Wilhelm jüngst gelegentlich des Verkaufs eines Aufschlusses aus Ausland bei drei deutschen Professoren anbieteerte und um Auskunft bat, ob es staatsmännlich Klug sei, Aufschlüsse aus Ausland zu beschaffen. Wilhelm witterte „Staatsverrat“. Einer der Pro-

schonen hat ihn nur zu verstehen, daß er sich nicht für qualifiziert halte, eine so wichtige Frage zu entscheiden. Fragen, über die sich Professorenschüler die Köpfe zerbrechen, löst der Chef der Saalezeitung ohne Wangenröte. Der große Moment hatte wieder einmal sein kleines Gesicht gefunden. Und wenn das W. G. nicht schon interveniert? Wie amüsant war es doch, vor einiger Zeit in dem vielbesagten Blatt als Zeitartikler zu leiten: „Ein Gespräch mit einem deutschen Staatsmann.“ W. G. veründert dann seinen staunenden Lesern:

„Ein heute inaktiver Staatsmann, der von seinem stillen Tausch aus mit Ruhe und Objektivität die Zuspitzung der Marktpolitik verfolgt, hat vor einigen Tagen den Leiter der Saalezeitung empfangen und in längerer Unterredung seinen Standpunkt in ungefähr folgender Weise angedeutet.“

„Als empfangen — und — angedeutet. Wenig, was hat zu für 'ne Worte an, höchsten wir, als wir uns den 'liberalen Chef' im Geiste bei Eggeleng vorstellen. Die Sparreden und Schilderungen müßten wir gesehen haben. Der 'Leiter der Saalezeitung' erzählt dann auch noch kreispurzig, wie Eggeleng von manchen Dingen und heißen Fragen nichts wissen wollte, wie aber Eggeleng auch einmal — genügt hätte. Und dann der Clou: In der nächsten 'Kommunikations-Aufforderung' wurde den nicht benedizierten Herrn mitgeteilt, daß die bedeutende Saalezeitung erst in jüngerer Zeit 'Informations' veröffentlicht habe, die 'aus einer Quelle' stammen und die nachher den führenden politischen Blättern nachgedruckt wären. Die Leser, die solche plumpen Diplomatensprüche nicht durchschauen, müssen schon ziemlich pudrige Kruten sein. — Ein konservativer Abgeordneter hat im Reichstages einmal die alogisch merkwürdige Behauptung aufgestellt: 'Auf 20 Deutsche kommt immer ein 'Schaf.' Diese Behauptung scheint auf die Intellektuellen der Universitätsstadt Halle im hirschenenden Maße zuzutreffen. Für die Leser der Saalezeitung gibt es sicher keinen Winkel der Erde, wo W. G. nicht interveniert hätte.“

„Doch möchten wir, da wir allen Dingen aus den Grund zu gehen versuchen, für den 'Juristisch-ökologischen' einen Gang brechen. Innerer allerdings nicht nachgebender Meinung nach, scheint die viele Interventionsart auf erblicher Vererbung zu beruhen. In einer der letzten Nummern veröffentlicht W. G. anscheinlich einen Teil seiner Memoiren. Er schildert da seine Erinnerungen an den Erzbischof Georg Wilhelm von Cumberland. (Bitte nicht zu verwählen — der Erzbischof heißt Georg Wilhelm und der Saalezeitungs-Chefredakteur Wilhelm Georg). Der Halleische dielektische Wilhelm scheint schon in seiner Jugend ein gewisses Faible für Interventions gehabt zu haben. Er schildert, wie er den früher jung und frisch gewesenen Prinzen gelegentlich einer Trauung zum ersten Male in Gegenwart sah. Die Kirche war nicht gefüllt; die Königin von Hannover trug in dem schneeweißen Haar ein Brillantendiamant und Halses Wilhelm war in der Kirche mittenlang. Er getraut dann die Schönheit des Erzbischofs mit der Mutter, die ihm 'frappant' war und fand, daß nur das Auge etwas 'milder blickte', als das der Mutter. Ja, Leser der Saalezeitung, ist es nicht ein ganz gewaltiger Vorgang, eine Mann an der Spitze eines Blattes zu haben, der jeden Wimperzuck beobachtet, wenn er einen Staatsmann oder gar einen Erzbischof vor sich hat. Und das hat Wilhelm von Jugend an gelernt. Zwei Sätze genähme man aber wörtlich, die W. G. in seinen Erinnerungen schreibt:

„Wie in der Umgebung des Prinzen oft erzählt worden ist, war der Erzbischof ein Bewunderer Kaiser Wilhelms II. für den er aufrichtige Sympathien hegte. Ich fand auch des Kaisers Bild in einem Buche auf dem Tische des Erzbischofs, das Wilhelm II. im Vorzimmer zeigte.“

„Sollte man da nicht in Ergebenheit 'erfrieren' — Wilhelm am Tische eines Erzbischofs gewesen. Hat ein solcher Mann nicht eine Vergangenheit, ein Mann, der schließlich ein Originalbild Wilhelms II. in der Hand gehabt hat. Wer dürfte es nun noch wagen, der Saalezeitung demokratische Anwandlungen bezuzurechnen? Und noch eins. Wofür Menschen könnten dielektisch annehmen, daß Salles Wilhelm da dielektisch als faktinische Erzählung, als Diener oder Reisender am Tische des Erzbischofs gewest hätte. Wer möchte wagen, so etwas zu sagen. Wilhelm ist ein Genie, ein Staatsmann und Diplomat, der sicher auch die Hintertreppe erlebte, wenn er zu Borden-treppe hinuntergeht wird. — Ueberrast ist er zu Hause, überall ist er bekannt. Und die Klasse der Intellektuellen, die in der

„Kunst, Wissenschaft und Politik sich „vorbereitete Führer“ besitzt, dürfte niemals in den Ruf der Einseitigkeit gelangen. Schilda liegt leider im Kreise Zergung, sonst würde Wilhelm Georg es mit Galle vermischt und von sich denken: „Es kann die Spur von meinen Erbenlagen, nicht in Keonen untergehen.“

**Kontrollen im Eisenbahnerber.**

In den Tagen vom 29. bis 31. Mai wurde eine Bauteilkontrolle der Eisenbahnen von zwei Delegierten der Bauarbeiter-Kontrollkommission ausgeführt. Sie erstreckte sich auf die Ortsteile: Wesen, Adewell, Annendorf, Wöllberg, Strölmig, Trotha, Giebichenstein und Halle. Kontrolliert wurden 16 größere Baustellen, 32 Anschläge und Reparaturen und 9 Steinhauerplätze. Auf 9 Baustellen wurde alles in Ordnung befunden. Auf 7 Baustellen fehlten die Unfallverhütungsvorschriften, die aber noch ausgehängt werden sollen. Auf der Baustelle der Firma Risse am Anschlag wurde die städtischen Arbeiter keine Baubede vorhanden, so daß die Arbeiter bei schlechter Witterung nicht genügend Schutz haben.

Auch läßt meistens die Reinigung der Baubuden viel zu wünschen übrig. Bei den Anschlägen und Steinreparaturen fehlt es an Aufnahmehaken, so daß die Arbeiter gezwungen sind, ihre Sachen auf der Straße aufzuhängen. Da sie keine Baubude zur Verfügung haben, sind sie auch jeder Witterung lauglos ausgeliefert. Verbandsbezug nur auf 6 von den 16 revidierten Baustellen vorhanden. Auf den Steinhauerplätzen wurde im allgemeinen alles in Ordnung befunden.

Die Kontrollreue erstreckte sich im Tief- und Straßenbau beschäftigten Arbeiter in ihrem eigenen Interesse dafür zu sorgen, daß die Baubuden recht reinlich gehalten werden. Abfälle der Maßregeln dürfen nicht in die Bude, sondern müssen beim Verlassen derselben in den Bauhaufen geworfen werden. Wenn das nicht geschieht, wird bei der warmen Luft im Sommer ein recht überdrückender Geruch eintreten, der für die Gesundheit sehr schädlich ist. Im übrigen müssen die Arbeiter nach Kräften selbst darauf achten, daß die Unternehmer die behördlichen Bestimmungen einhalten.

**Bauarbeiter-Kontrollkommission Halle a. S.**

**Die Aufhebung des Hülfskassengesetzes.**

Am 13. Mai 1912 ist eine Verordnung über das Inkrafttreten des Gesetzes betreffend die Aufhebung des Hülfskassengesetzes erlassen, in der bestimmt wird, daß jenes Gesetz vom 30. Dezember 1911 bereits mit dem 1. Juni 1912 in seinem vollen Umfange in Kraft tritt. Der Zeitpunkt ist sehr frühzeitig angesetzt. Sollen doch die sonstigen Änderungen auf dem Gebiete der Krankenversicherung, welche die Reichsversicherungsordnung bringt, voraussichtlich erst am 1. Januar 1914 in Kraft treten. Die freien Hülfskassen müssen sich nunmehr beeilen, ihre Satzungen dem neuen Recht anzupassen. In Frage kommen 1675 eingeschriebene Hülfskassen, wovon sich 1398 stellen befinden, die den § 75 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechen, so daß die Mitgliedschaft bei ihnen von der Zweckmäßigkeit zur Vermögensfrage (Christentumskasse uvm.) entbunden. Für diese ist die Umwandlung besonders einsehend, denn nur ganz wenige von ihnen werden den neuen, sehr hoch gestellten Anforderungen der Reichsversicherungsordnung genügen können.

**Der Hafenarbeiterstreik**

dauert fort. Neuerdings hat die Verbandsleitung einen Einigungsversuch mit dem Aufsichtsrat des Expeditionsvereins, der als tonangebender Betrieb im Hafen gilt, angebahnt. Dieser Versuch muß als der letzte zu einer gütlichen Beilegung des Unshandes angesehen werden. Es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß er in ganz kurzer Zeit zu einem Resultat führt, so daß Aussicht besteht, daß mit Ablauf dieser Woche der Streik im Hafen in seinem Hauptteil zu Ende geht. Deutscher Transportarbeiterverband Halle a. S.

**Die Sperre verhängt.**

hat der Deutsche Bauarbeiterverband, Zweigverein Halle über den Neubau des Unternehmens Emil Lindemann, Rudolf-Gahn-Strasse. Der Grund liegt in der schlechten Behandlung und den fortgesetzten Antreiben. Eine Aussprache mit den beschäftigten Bauern lehnte der Unternehmer ab

mit der Erklärung, wenn es nicht passt, der kann gehen. Es wird erjucht, die Baustelle solange zu meiden, bis die Differenzen erledigt sind. Deutscher Bauarbeiterverband, Zweigverein Halle a. S.

„Das erste Gartenkonzert, das das Frühlings und gelben im Volkspark besetzte, erfreute sich eines sehr guten Besuchs. Die mittlere und die obere Terrasse waren von einem musikalischen Publikum besetzt. Kapellmeister Einemann bot ein abwechslungsreiches Programm, in welchem die ernste und heitere Kunst ihre Berücksichtigung fand. Die Gäste wurden sämtlich in ausgedehnter Weise gespielt, so daß die Zuhörer es denn auch an Weisheit nicht fehlen ließen. Ein kleiner Regenquä, der den Abend fördern wollte, ging glücklicherweise sehr rasch vorüber.“

Am nächsten Dienstag werden — wie uns die Verordnungsmitteilung — den Musikantenkonzerten G. u. m. e. g. a. und der V. u. d. v. e. r. o. s. e. i. v. e. r. e. i. n. ein großes Konzert geben. In dieser außerordentlichen Veranstaltung wird sich wohl jeder schon jetzt den Dienstag freizubehalten suchen.

„Nun ist fast macht schwarz. Befanlich wird es den Drohschreibern sehr sehr übel angedreht, wenn sie unerlaubt Drohschreiben aus dem öffentlichen Dienst ziehen. Der Drohschreiber G. u. m. e. i. d. e., der nach dieser Richtung hin schon einmal gefänglich hatte, fand im April an die hiesige Polizeiverwaltung ein Gesuch mit der Bitte, ihm zu gestatten, am Sonnabend, den 13. April, sechs Drohschreiben aus dem öffentlichen Dienst ziehen zu dürfen. Das Gesuch wurde abgelehnt, da M. schon einmal gegen ein in Frage kommende Drohschreiben verurteilt hatte. M. ließ aber die Drohschreiben auf dem Gaitelplatz am erwähnten Tage nicht anfangen und erhielt daraufhin ein Strafmandat über 72 M. a. r. f. M. jedes, dem die öffentlichen Verwaltungen Drohschreiben abgelehnt, da M. schon einmal gegen ein in Frage kommende Drohschreiben verurteilt hatte. M. ließ aber die Drohschreiben auf dem Gaitelplatz am erwähnten Tage nicht anfangen und erhielt daraufhin ein Strafmandat über 72 M. a. r. f. M. jedes, dem die öffentlichen Verwaltungen Drohschreiben abgelehnt, da M. schon einmal gegen ein in Frage kommende Drohschreiben verurteilt hatte. M. ließ aber die Drohschreiben auf dem Gaitelplatz am erwähnten Tage nicht anfangen und erhielt daraufhin ein Strafmandat über 72 M. a. r. f. M. jedes, dem die öffentlichen Verwaltungen Drohschreiben abgelehnt, da M. schon einmal gegen ein in Frage kommende Drohschreiben verurteilt hatte.“

„Ein arger Mißgeschick hat nach kürzlichen Wittermeldungen den Oberbürgermeister Dr. Rixe betroffen. Die an der Baustelle nach Altenbrat im Hag belagene Villa des Oberbürgermeisters Rixe wurde dieser Tage von Einbrechern ausgebraut. Die Diebe trugen durch den Keller in die Villa ein. Da sie unvorsichtiger waren, ließen sie sich Zeit. Sie schloßen mehrere Räume in den Betten; was nicht nie und nagelst war, nahmen sie dann mit. In Halle (Saale) trafen sie sich von dem mitgebrachten Wein einen Hauch an. Betrunknen begannen sie über die Teilung der Beute zu streiten. Dabei wurden sie verhaftet und als der Altkemper Verfall aus Resultat und der Arbeiter Rixe ermittelt.“

„1. vollständiges Konzert des gesamten Stadtkonzertorchesters. Befanlich wurde seinerzeit von Magistrat und den Stadtverordneten an die Bewilligung der Orchester-Subvention das Veranlassen von mindestens zwei vollständigen Konzerten genehmigt. Diese Konzerte fanden in den vergangenen Jahre in den herrlichen Anlagen der Festspiel unter enormen Anstrich des Publikums aus allen Schichten der musikalischen Bevölkerung Halle's statt. Die Konzerte haben vor allem den Zweck, auch den weniger Bemittelten gegen ein sehr billiges Eintrittsgeld (20 M. pro Person) einen künstlerischen Genus zu verschaffen. Auch soll der musikalische Geschmack durch Vortrag gebracht werden, gefördert werden. Die hiesige Musikvereine ist für diese Konzerte erloschen. Willekt sind im Vorverkauf zu haben: Im Festspiel-Restaurant, in den vollständigen Handlungen von Heinrich Heine und Reinhold Koch und im Arbeiter-Sekretariat.“

„Halle'sches 500 Jahr-Festspiel in der Morisburg. Geiern abend fand die erste Gelfantprobe, in der bereits sämtliche Hauptdarsteller und die gesamte Kompanie mitwirkten, statt. Die prachtvolle Musik und die herrliche Szenereie, die den Hof der Morisburg ganz besonders für Freizeitaufführungen geeignet erscheinen läßt, erbrachten den Beweis, daß das Schauspiel der Salzaraf von Halle zweifellos in der Wiedergabe der wichtigsten Rollen, in der gesamten dekorativen Aufmachung, sowie durch die großen Platzleistungen einen gewaltigen Eindruck erzielt wird. Die mächtige, 1800 Personen fassende Zuschauertribüne ist schon nahezu fertiggestellt.“

Nach beendeter Hochsaison in unserer Abteilung  
**Damen-Konfektion**  
**herabgesetzte**  
**Preise!**

Ein Posten Reise-Röcke aus guten gestreiften Kammgarnstoffen in modernen Farben . . . . . M. <b>850</b>	Ein Posten marineblaue Kammgarn-Kostüme, moderne fesche Fassons, hübsch verarbeitet . . . . . M. <b>2250</b>
Ein Posten Promenaden-Röcke aus feinem Kammgarn, aparte Formen in modernen Farben . . . . . M. <b>1250</b>	Ein Posten Staubmäntel aus Popeline, in verschiedenen Farben, mit breiten Spitzen-Schals . . . . . M. 19.50 <b>1550</b>
Ein Posten Englische Kostüme in guter Verarbeitung, Jacke teils auf Seide . . . . . M. <b>1750</b>	Ein Posten Mousseline-Kleider aparte neue Fassons, mit schönen Garnierungen . . . . . M. 19.50 16.50 <b>1200</b>

Ein Posten farbige Wollkleider aus einfarbig Wollbatist, Voile, Popeline etc., mit reizenden Garnierungen . . . M. 45.00, 33.00 **2500**

**Brummer & Benjamin,**  
 Große Ulrichstraße 22-24.





# 2. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 129

Halle a. S., Donnerstag den 6. Juni 1912

23. Jahrg.

## Das Schnaps- und Braukapital gegen einen evangelischen Pfarrer.

Professor Dr. A. Forstl-Jülich schreibt dem Vorwärts: Ein protestantischer Geistlicher hat kürzlich die Macht des Alkoholkapitals zu hüten bekommen. Auf der Alkohologenerwoche, die in Dresden anlässlich der Hygienausstellung 1911 stattfand, hatte neben verschiedenen anderen Alkohologen auch der Pfarrer Dr. Wurl das Wort genommen, um den Einfluß des Alkoholkapitals zu kennzeichnen. Er warf dem Alkoholkapital vor, daß es ein Lebensinteresse an dem Bestehenbleiben des Alkoholismus habe, den es erst herbeizuführen habe und von dem es lebe. Darum sei es ein unbilliges Kapital, das bekämpft werden müsse. Dieser Gebantenstrom wurde von dem Pfarrer Wurl mit leidenschaftlichen Worten vortriebe und namentlich auch der Zusammenhang zwischen der Prostitution und den Geschlechtskrankheiten und dem Alkoholismus beleuchtet. Daraufhin wurde Pfarrer Wurl von 88 Interessenten gerichtlich zur Redenshaft gezogen. Die Anklage, die unter anderem von Staatsrätern, Justizräten, Brauereidirektoren, Kommerzienräten, Gastwirten usw. ausging, lautete auf Verleumdung.

Professor Dr. Reimbach schreibt nun hierüber: Es ist für die Situation charakteristisch, daß Wurl nicht etwa deswegen verklagt war, weil man hoffte, er werde den Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen nicht antreten können. Daß ihm das schon gelungen war, mußte jedem, der den Vortrag gehört oder die Broschüre gelesen hatte, klar sein, und es begreifbar ist, daß Wurl ein Gerichts Urteil für sich bestreiten zu lassen. Bedächtig das warf man ihm vor, daß er durch seine ganz allgemeinen, gegen seine einzelnen gerichteten, scharf offenbar nicht zu beabsichtigenden Ausführungen doch einzelne Menschen herabgesetzt habe. Es wird ja seiner leugnen wollen, daß die Worte, die Pfarrer Dr. Wurl gebraucht hat, wichtig sind. Es ist eine Sprache, wie wir sie häufiger in der Bibel als in unseren modernen Zeitungen finden. Ganz gewiß. Aber man sollte doch zugeben, daß das nicht beabsichtigt gegen Dr. Wurl machen muß, sondern daß das in den Dingen, welche zur Kritik stehen, notwendig begründet liegen kann.

Drei Punkte sind aus den Verhandlungen hervorzuheben: Pfarrer Wurl wurde beschuldigt, behauptet zu haben, die Brauereidirektoren seien gemeine Gauner. Dieser Ausdruck wurde in dem Brauerinteressenblatt Schutz und Trutz als feingraphisch feststellend angegeben. Pfarrer Wurl bestritt, diesen Ausdruck gebraucht zu haben. Professor Forstl hat auch nichts davon gehört. Als der angebliche Stenogrammbesitzer berechtigt werden sollte, sagte er, er habe nur einzelne stenographische Notizen gemacht, die er schwerlich mehr besitze!

Höchst interessant ist folgendes: Es wurde nachträglich festgestellt, daß im Schöffengericht einer der Schöffen, Herr Paul Gernig, interessierter Wein- und Vorkühler in Dresden ist (Wasserkloßhandlung).

Das Gericht beurteilte Pfarrer Wurl am 27. Februar 1912 zu 250 M. Strafe und Tragung der Kosten. Die Berufung bestätigte Ende April das Urteil.

Bezeichnend ist noch folgendes: Die Interessenten hatten sich über Pfarrer Wurl beim Evangelischen Lutherischen

Landeskonsistorium in Dresden beschwert. Letzteres erließ nun am 19. Dezember 1911 eine Verordnung an Pfarrer Wurl, die freilich, auf seine Broschüre gestützt, die tatsächlich mildere Form seiner Ausdrücke anerkannte, dieselben jedoch nicht billigte und seine Ausdrucksweise als über das zulässige Maß hinausgehend bezeichnet. Die Verordnung sagt noch wörtlich:

„Auch sachlich erscheinen Wurts Angriffe insofern als unbegründet, als die Verfehlung und der Betrieb geistiger Getränke als solche weder vom Standpunkte der christlichen Glaubenslehre noch von dem der christlichen Sittengesetzes aus als verwerflich bezeichnet werden darf, vielmehr das Unbillliche immer nur in bestimmten scharf zu umschreibenden Maßstäben gefunden werden darf. Wir haben deshalb Pfarrer Wurl anderweitig zu ermahnen, daß er nicht erstere Maßnahmen gewärtigen will, bei seinem Kampf gegen den Alkoholismus alle unbedenklichen Angriffe gegen andere zu vermeiden.“

Das sind also die nackten Tatsachen. Zunächst möchte ich feststellen, daß Christus, der die Pfarrer und Schriftelehrer Handlanger nannte und mit ebenso großer Energie gegen die Geldkorrumpion seiner Zeit und mit ebenso scharfen Worten auftrat wie Pfarrer Wurl, logischerweise vom Dresdner Schöffen und Landgericht — wenn dieses damals in Jerusalem gelagt hätte — wegen Verleumdung hätte verurteilt werden müssen. Ja, es wäre erleiernd, wenn es nicht so traurig wäre, festzuhalten, daß Leute, welche heute als Säulen von Thron und Altar — d. h. des nominellen Christentums — gelten, solche Vertreter der christlichen Lehre, die sonstig wert sein wollen und die kapitalistische Korrumpion scharf und ungeschwächt angreifen (sagt dieselbe mit Gleichmaßschälen angestrichen und ihre Bildlinge zu machen), zur gerichtlichen Verurteilung bringen!

Das sind banale Binsenwahrheiten. Der Fall Wurl bringt sie uns aber scharf zum Bewußtsein.

Ich hebe als Motiv und Sozialist auf einem ganz anderen Boden als Herr Pfarrer Wurl. Das hindert mich aber durchaus nicht, seinen Mut und seine Konsequenz, seine Heberzeugungstreue und seine scharfe und klare Kennzeichnung der verderblichen Rolle des Alkoholkapitals voll auf anzuerkennen.

Bei dieser Gelegenheit sieht man, zu welchem Grade von Abhängigkeit von Unfreiheit eine Staatsstrafe gelangt und verlangen muß. Sie kann nicht mehr das Schlechte bekämpfen, wenn der Staat und seine Geldinteressen es nicht zulassen. Dadurch sinkt sie zum leeren Formalismus und zum Zwangsinstitut herab, wodurch nur eine gebantenlose Heuchelei großgezogen wird.

## Aus der Provinz.

### Der Bund der Forstwirte.

Von den Gewinnen, die aus der Landwirtschaft, im besonderen aus den juristischen Lebensbedingungen wie Schnapsbrennerei, Zunderbrennverwertung, Herdzeug und ähnlichem herausgeholt werden, weiß die Allgemeinheit recht herzlich wenig. Ueber die Wirtschaftlichkeit des Forstbetriebes, die Jahresabschlüsse der Großwaldbetriebe erfährt überhaupt niemand etwas.

Nicht sind die deutschen Forstbesitzer drauf und dran, in eine exakte wirtschaftspolitische Arbeitsperiode nach dem Vorbilde des Bundes der Landwirte einzutreten. Schon im Frühjahr 1911 riefen einige ihrer Vertreter im Organisationsauftrag dem Dezerenten des Reichsamtes des Innern für landwirtschaftliche Angelegenheiten auf die Wade. Das Vorgehen, um die selbstverständlich wie immer dringenden notwendigen Hilfe für einen notleidenden Staat zu erhalten, ist dann später noch durch eine besonders ausführliche Denkschrift unterstützt worden. Bei diesen Vorträgen verdient natürlich besondere Aufmerksamkeit all das, was ermöglicht, einmal in die Wirtschaftlichkeit des Forstbetriebes hineinzugucken. Derselbe deutsche Forstverein läßt das zum Glück zu. Ihm gehören überdies auch die Mehrzahl der amtlichen Forstbehörden Deutschlands an, ebenso sind viele Forstbesitzer in diesem Verein organisiert. Für die Mitglieder dieser Organisation ist es seit einer Reihe von Jahren möglich gemacht, sich gemeinsam die Pläne der Wirtschaftsbücher der Organisationskollegen genau anzusehen. In eine solche Statistik einmal mit hineinzugucken, ist sehr notwendig.

Man beachte nur einmal, was diese Herren jetzt vom Staat alles wollen. Da sollen planmäßige Vorarbeiten für die Erneuerung des Forstwesens geleistet, die Neugestaltung der Forstverwaltung beauftragt, und Einrichtungen geschaffen werden, die eine bessere Ausbildung des Forstverwaltungsapparats für Gemeinden und Private ermöglichen. Dann soll außerdem durch ein besonders — vom Staat zu subventionieren! — Bureau die Forstwirtschaft gepflegt, und die Preisbildung im deutschen Holzhandel beobachtet und kontrolliert werden. Nebenbei soll diese Zentralstelle auch noch für die deutschen Forstbesitzer reden, wenn neue Handelsverträge abzuschließen sind.

Selbstverständlich beitreten wir niemand das Recht, seine Interessen wahrzunehmen. Es bleibt dabei nur immer erst die Frage zu beantworten, wo hat es der Staat am nötigsten, Hilfe zu bringen. Uns dünkt, bei den deutschen Forstbesitzern brennt es noch lange nicht. Der ganze staatliche Rettungsapparat braucht da nun wirklich nicht in Tätigkeit zu treten. Geben wir uns doch einmal etwas näher an, was die Forstbesitzer in der Prov. Sachsen und besonders im Regierungsbezirk Merseburg im Jahre 1909 verdient haben. Bekannt sei dabei ausdrücklich noch einmal, daß es sich hier um die Zahlen aus den eigenen Geschäftsbüchern der Forstbesitzer handelt, ihre Genauigkeit ist deshalb nicht anzuzweifeln.

Im Regierungsbezirk Merseburg ist der preussische Staat der größte Forstbesitzer. Er hat dort Waldungen im Gesamtumfang von 78 662 Hektare. Sie brachten ihm ohne der Jagdeinnahme für 1909 eine Einnahme von 4 704 148 M. Ausgaben hatte er insgesamt für sein Merseburger Forstgebiet für 1 846 933 M. zu leisten. Dies sind 89 Prozent der Einnahme, 61 Hundertteile waren reiner Heberlöch. Sicher ein ganz nettes Geschäft! Das ändert aber nichts daran, daß der preussische Forstbesitzer und auch sein Merseburger Vertreter im Deutschen Forstverein die Witte zugunsten der notleidenden Forstwirtschaft mitreitet. Interessant ist überdies, daß neben dem Regierungsbezirk Merseburg a. O. Siedlin, Breslau und Regensburg der Regierungsbezirk Merseburg für den preussischen Forstbesitzer das rentabelste Forstwirtschaftsgebiet ist. Nun, 2 857 215 M. Heberlöch, das läßt sich ja

# Sonder-Angebot in Herren-Anzügen und Hosen.

Die neuesten Herren-Anzüge  
Die neuesten Hosen-Streifen

moderne, farbige Cheviots und Kammgarbstoffe, in ein- und zweireihiger Form, und sind aus meinen Lagervorräten in den verschiedensten Qualitäten assortiert und

zu enorm billigen Einheitspreisen zusammengestellt.

Herren-Anzüge	
Serie I	24 M.
Serie II	29 M.
Serie III	36 M.

Herren-Hosen	
Serie I	4 <sup>50</sup> M.
Serie II	6 <sup>00</sup> M.
Serie III	7 <sup>50</sup> M.

Die Preise für Herren-Stiefel bitte besonders zu beachten.

# S. WEISS.

- Herren- und - Knaben-Moden.

Halle a. Saale,  
- am Markt. -



# Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 45.

Donnerstag, 6. Juni

1912

## Die Neuteutonen.

Von Heinrich Mann.

Diederich Hekling fuhr seinem Freunde Hornung, der noch einige Tage in der Löwenapotheke zu praktizieren hatte, nach Berlin voraus und mietete eine gemeinsame Wohnung. Aber Gottlieb Hornung verspätete sich; und als er endlich kam, trug er eine grünelobrote Mütze. Er war sofort von einem Kollegen für eine Verbindung gefeilt worden. Auch Diederich sollte ihr beitreten; es waren die Neuteutonen, eine hochfeine Korporation, sagte Hornung: allein sechs Pharmazenten waren dabei. Diederich verbarge seinen Schreden unter der Maske der Geringschätzung, aber es half nichts. Er sollte Hornung nicht blamieren, der von ihm gesprochen habe, einen Besuch wenigstens müsse er machen.

„Aber nur einen,“ sagte er fest.

Der eine dauerte, bis Diederich unter dem Tisch lag und sie ihn fortzuschaffen. Als er ausgeschlafen hatte, holten sie ihn zum Frühstück. Diederich war Kontréipant geworden.

Und für diesen Posten fühlte er sich bestimmt. Er sah sich in einem großen Kreis von Menschen versetzt, deren keiner ihm etwas tat oder etwas anderes von ihm verlangte, als daß er trinke. Voll Dankbarkeit und Wohlwollen erhob er gegen jeden, der ihn dazu anregte, sein Glas. Das Trinken und Nichttrinken, das Sigen, Stechen, Sprechen oder Singen hing meistens nicht von ihm selbst ab. Alles ward laut kommandiert, und wenn man es richtig befolgte, lebte man mit sich und der Welt im Frieden. Als Diederich zum erstenmal beim Salamander nicht nachklappte, lächelte er in die Runde, beinahe beschämt durch seine eigene Vollkommenheit.

Beinahe beschämt durch seine eigene Vollkommenheit! Diederich hatte in der Schule zu den besten Sängern gehört und schon in seinem ersten Niederheft die Seitengahlen auswendig gewußt, wo jedes Lied zu finden war. Jetzt brauchte er in das Kommerzbuch, das auf den großen Nägeln in der Lade von Bier lag, nur den Finger zu schieben und traf, vor allen anderen, die Nummer, die gesungen werden sollte. Oft hing er den ganzen Abend mit Ehrerbietung am Runde des Präses: ob vielleicht sein Lieblingslied daran läge. Dann dröhnte er tapfer: „Sie wissen den Teufel, was Freiheit heißt,“ hörte neben sich den diden Delitzsch brummen und fühlte sich wohligh geboren in dem Gattendüffel des niedrigen altdeutschen Lokals, mit den vielen gleichen Rüben an der Wand, angefaßt des Kranzes geöffneter Mäuler, die alle dasselbe tranken und sangen, bei dem Geruch des Bieres und der Körper, die es in der Wärme wieder ausschwitzen. Ihm war, wenn es spät ward, als schwebe er mit ihnen allen aus demselben Körper. Er war untergegangen in der Korporation, die für ihn dachte und wollte. Und er war ein Mann, durfte sich selbst hochachten und hatte eine Ehre, weil er dazugehörte! Ihn herauszureißen, ihm einzeln etwas anhaben, das konnte keiner!

Gleichwohl gab ihm die meiste Sympathie der harmloseste von allen ein, sein Nachbar, der dider Delitzsch. Etwas tief Verußigendes. Vertrauen Gestattendes wohnte in dieser glatten, weißen und humorvollen Spedmasse, die unten breit über die Stuhlkränder quoll, in mehreren Wülsten die Tischhöhe erreichte und dort, als sei nun das Neueste getan, aufgeführt blieb, ohne eine andere Bewegung als das Heben und Hinstellen des Bierglases. Delitzsch war, wie niemand sonst, an seinem Plaze; wer ihn dazwischen sah, vergaß, daß er ihn je auf den Weinen erblickt hatte. Er war ausschließlich zum Sigen am Viertisch eingerichtet. Sein Hofenboden, der in jedem anderen Zustand tief und melancholisch herabhäng, fand nun seine wahre Gestalt wieder und blähte sich machtvoll. Erst mit Delitzsch hinterem Gesicht blühte auch sein vorberes auf. Lebensfreude überglänzte es, und er ward wipig.

Ein Drama entstand, wenn ein junger Fuchs sich den Scherz machte, ihm das Bierglas wegzunehmen. Delitzsch rührte kein Glied, aber seine Miene, die dem geraubten Glase überallhin folgte, enthielt plötzlich den ganzen stürmisch bewegten Ernst des Daseins, und er rief in sächsischem Schreitenton:

„Junge, daß du mir nicht verschüttst! Was entziehst du mir denn überhaupt mein' Lebensunterhalt? Das is' 'ne ganz gemeine, böswillige Existenzschädigung, und ich kann dich glatt verfluchen!“

Dauerte der Spaß zu lange, senkten sich Delitzschs weiße Fettwangen, und er bat, er machte sich klein. Sobald er aber das Bier zurück hatte: welche allumsfassende Auslösung in seinem Lächeln, welche Verklärung! Er sagte:

„De bist doch ä gutes Luder, de sollst lam, proßt!“ — trant aus und klappte mit dem Dedel: „Herr Oberkörper!“

Nach einigen Stunden geschah es wohl, daß sein Stuhl sich mit ihm drehte und Delitzsch den Kopf über das Beden der Wasserleitung hielt. Das Wasser plätscherte, Delitzsch gurgelte erküßt, und ein paar andere stürzten, durch seine Laute angeregt, in die Toilette. Noch ein wenig sauer von Gesicht, aber schon mit frischer Schelmerci, rüdt Delitzsch an den Tisch zurück.

„Na nu geht's ja wieder,“ sagte er; und: „Bobon habt 'r denn gerebt, während ich anderweitig beschäftigt war? Bistst ihr denn egal nicht als Weibergeschichten? Was loof ich mir für die Weiber?“ Immer lauter: „Nicht mal ä sauern Schoppen kann 'ch mir dafür loofen. Sie, Herr Oberkörper!“ Diederich gab ihm recht. Die unbergleichlich idealeren Werte enthielt das Bier.

Das Bier! Der Alkohol! Da sah man und konnte immer noch mehr davon haben; das Bier war nicht wie Lokette Weiber, sondern treu und gemüthlich. Beim Bier brauchte man nicht zu handeln, nichts zu wollen und zu erreichen, wie bei den Weibern. Alles kam von selbst. Man schludte; und da hatte man es schon zu etwas gebracht, fühlte sich auf die Höhen des Lebens befördert und war ein freier Mann, innerlich frei. Das Lokal hätte von Polizisten umstellt sein dürfen: das Bier, das man schludte, verwandelte sich in innere Freiheit. Und man hatte sein Examen so gut wie bestanden, man war „fertig“, war Doktor! Man füllte im bürgerlichen Leben eine Stellung aus, war reich und von Wichtigkeit. Vom Viertisch her breitete man sich in die Welt aus, ahnte große Zusammenhänge, ward eins mit dem Weltgeist. Ja, das Bier erhob einen so sehr über das Selbst, daß man Gott fand!

Das Bier, der Alkohol waren es, die das Leben lebenswert machten, ihm täglich neuen Reiz gaben. Der Morgen und der Nachmittag führten auf das Bier zu; es war die Belohnung jeder Leistung und das Versprechen jedes Glücks. Wenn es einen noch nüchtern ließ, konnte man weitertrinken; und hatte es einen erst betrunken gemacht, dann blieb nichts mehr zu erforschen. Denn Diederich gehörte nicht zu denen, die der Rausch körperlich oder geistig verstümmt; er war organisiert für den Alkohol. Der Alkohol vervollkommnete ihn. Nie fühlte er sich so sicher, als wenn er schwankte. Eines Nachts ging er auf einen Leutnant zu, auf einen derselben Leutnants, um die er in unberauschtem Zustand einen weiten, achtungsvollen Bogen beschrieb, umarmte ihn und sagte schmelzerisch: „Wenn ich erst verheiratet bin!“

Der Leutnant hatte ihn schon wieder abgeschüttelt, aber dadurch keineswegs aus der Stimmung gebracht, sah Dietrich sich im Weitertaumeln an einem mild beleuchteten Familien-tisch. Jedes seiner Beine kletterte ein Kind hinauf, und eine Frau klappte ihn unter dem Kinn.

Gern hätte er es jahrelang so weiter getrieben. Aber die Neuteutonen ließen ihn nicht. Fast vom ersten Tage an hatten sie ihm den moralischen und materiellen Wert einer völligen Zugehörigkeit zur Verbindung geschildert; allmählich aber gingen sie immer unerblicklicher darauf aus, ihn zu teilen. Vergebens berief Diederich sich auf seine anerkannte Stellung als Kontréipant, in die er sich eingelebt habe, und die ihn be-

friedige. Sie entgegneten, daß der Zweck des studentischen Zusammenschlusses, nämlich die Erziehung zur Mannhaftigkeit und zum Idealismus, durch das Kneipen allein, soviel es auch beitrage, noch nicht ganz erfüllt werde. Diederich zitterte; nur zu gut erkannte er, worauf dies hinauslief. Er sollte pauken!

Schon immer hatte es ihn unheimlich angeweht, wenn sie mit ihren Stöcken in der Luft ihm die Schläge vorgeführt hatten, die sie einander beigebracht haben wollten; oder wenn einer von ihnen eine schwarze Mütze um den Kopf hatte und nach Hoboform roch. Jetzt dachte er gepreßt: „Warum bin ich dabei geblieben und Kontreipant geworden! Nun muß ich ran.“

Er mußte. Aber sogleich die ersten Erfahrungen beruhigten ihn. Er wurde so sorgsam eingewickelt, behelmt und bedrillt, daß ihm unmöglich viel geschehen konnte. Da er keinen Grund hatte, den Kommandos nicht gerade so willig und gelehrt nachzukommen wie in der Kneipe, lernte er sechsen, schneller als andere. Beim ersten Durchzieher ward ihm schwach; über die Wange fühlte er es rinnen. Als er dann genächt war, hätte er am liebsten getanzt vor Glück. Er warf es sich vor, daß er diesen gutmütigen Menschen gefährliche Absichten getraut hatte. Gerade der, den er am meisten gefürchtet hatte, nahm ihn unter seinen Schutz und ward ihm ein wohlgesinnter Ergieher.

Wiebel war Jurist, was ihm allein schon Diederichs Unterordnung gesichert hätte. Nicht ohne Selbstgeiznirrschung sah er die englischen Stoffe an, in die Wiebel sich kleidete, und die farbigen Hemden, von denen er immer mehrere abwechselnd trug, bis sie alle in die Wäsche mußten. Das Beklemmendste aber waren Wiebels Manieren. Wenn er mit leichter, eleganter Verbeugung Diederich zutran, klappte Diederich, und seine Miene ward leidend vor Anstrengung, tief zusammen, verschüttete die eine Hälfte und verschluckte sich mit der anderen. Wiebel sprach mit leiser, arroganter Feudalstimme.

„Man kann sagen, was man will“, bemerkte er gern, „Formen sind kein leerer Wahn.“

Für das F in „Formen“ machte er seinen Mund zu einem kleinen schwarzen Mausloch und ließ es, langsam geschwellt, heraus. Diederich unterlag jedesmal wieder dem Schauer von so viel Bornehmheit. Alles an Wiebel dünkte ihm erlesen: daß die rötlichen Warthaare ganz oben auf der Lippe wuchsen, und seine langen, gekrümmten Nägel — nach unten gekrümmt, nicht, wie bei Diederich, nach oben; der starke männliche Duft, der von Wiebel ausging, auch seine abstehenden Ohren, die die Wirkung des durchgezogenen Scheitels erhöhten, und die laterhaft in Schläfenwülste gebetteten Augen. Diederich hatte dies alles immer nur im unbedingten Gefühl des eigenen Unwertes mit angesehen. Seit aber Wiebel ihn anredete und sich sogar zu seinem Gönner machte, war es Diederich, als sei ihm erst jetzt das Recht aufs Dasein bestätigt. Er hatte Lust, dankbar zu wedeln. Sein Herz weitete sich von glücklicher Bewunderung. Wenn seine Wünsche sich so hoch hinaus gewagt hätten, auch er hätte gern solchen roten Hals gehabt und immer geschwitzt. Welch ein Kraum, süßeln zu können wie Wiebel!

Und nun durfte Diederich ihm dienen, er war sein Leibsuchs! Stets wohnte er Wiebels Erwachen bei, suchte ihm seine Sachen zusammen, — und da Wiebel insolge unregelmäßiger Bezahlung mit der Wirtin schlecht stand, besorgte Diederich ihm den Kaffee und reinigte ihm die Schuhe. Dafür begleitete er ihn auf allen Wegen. Wenn Wiebel ein Bedürfnis verrichtete, hielt Diederich draußen Wache und er wünschte sich nur, seinen Schläger da zu haben, um ihn schultern zu können.

Wiebel hätte es verdient. Die Ehre der Korporation, in der auch Diederichs Ehre und sein ganzes Selbstbewußtsein wurzelten, am glänzendsten vertrat Wiebel sie. Er schlug sich, mit wem man wollte, für die Neuteutonia. Er hatte das Ansehen der Verbindung erhöht, denn er sollte einst einen Sago-choruffen foramiert haben!

Auch hatte er einen Verwandten beim zweiten Garde-Grenadierregiment Kaiser Franz Joseph; und so oft Wiebel seinen Vetter von Klappe erwählte, machte die ganze Neuteutonia eine leichte, geschmeidigte Verbeugung. Diederich suchte sich einen Wiebel in der Uniform eines Gardeoffiziers vorzustellen; aber soviel Bornehmheit war nicht auszubedenken. Eines Tages dann, wie er mit Gottlieb Hornung, weithin duftend, vom täglichen Frisieren kam, stand an der Straßenecke Wiebel mit einem Zahlmeister; — und als Wiebel ihr Kommen bemerkte, lehnte er ihnen den Rücken. Auch sie wen-

deten und machten sich stumm und stramm davon, ohne einander anzusehen und ohne eine Bemerkung. Jeder vermutete, daß auch der andere die Nehmlichkeit des Zahlmeisters mit Wiebel festgestellt habe. Und vielleicht kannten die übrigen schon längst den wahren Sachverhalt? Aber allen stand die Ehre der Neuteutonia hoch genug, um zu schweigen, ja, um das Erblidte zu vergessen. Als Wiebel das nächstemal „Mein Vetter von Klappe“ sagte, verbeugten Diederich und Hornung sich mit den anderen, geschmeidigt wie je.

Diederich ward daran erinnert, wie unerzogen und schwach ein solches Ereignis ihn vor seinem Eintritt in die Verbindung gefunden haben würde. Schon hatte er Selbstbeherrschung gelernt, Beobachtung der Formen, Körpergeist, Eifer für das Höhere. Nur mit Mitleid und Widerwillen dachte er an das elende Dasein des schweifenden Wilden, das früher das seine gewesen war. Jetzt war Ordnung und Festigkeit in sein Leben gebracht. Zu genau eingehaltenen Stunden erschien er auf Wiebels Bude, im Feststaal, beim Friseur und zum Frischschoppen. Der Nachmittagsbummel leitete zur Kneipe über; und jeder Schritt geschah in Korporation, unter Aufsicht und mit Wahrung peinlicher Formen und gegenseitiger Ehrerbietung, die gemüthvolle Vertheit nicht ausschloß. Ein Kommilitone, mit dem Diederich bisher nur offiziellen Verkehr unterhalten hatte, stieß einst mit ihm vor der Toilette zusammen, und obwohl sie beide kaum noch gerade stehen konnten, wollte keiner den Vortritt annehmen. Lange Komplimentierten sie sich, — bis sie plötzlich, im gleichen Augenblick vom Drang überwältigt, wie zwei zusammenprallende Eber durch die Tür brachen, daß ihnen die Schulterknochen knackten. Das war der Beginn einer Freundschaft. In menschlicher Lage einander nahegekommen, rückten sie nachher auch am offiziellen Kneiptisch sich näher, tranken Schmöllis und nannten sich „Schweinehund“ und „Milpferd“.

Eines Abends besuchte die Kneipe ein umherziehender Bildhauer, der in der Sprache irgendeiner wilden Völkerschaft, slowakisch oder italienisch, etwas sagte und dann auf deutsch zu verstehen gab, er wolle die Herren porträtieren. Diederich schlug vor, der Mikosch solle den beiden Delitsch abbilden, aber in der Hauptansicht, von hinten. Als dann der Körperteil, geschickt modelliert, auf dem Tisch stand, fielen herzhafteste Scherze. Durch den Beifall ermutigt, unternahm der Künstler es, die gleiche Gegend des männlichen Körpers auch von vorn darzustellen; damit aber fiel er läglich ab. Diederich sah jorinig errötend weg. Delitsch erklärte dem Fremden:

„Aee, mei Kutefer, da sein wir keine Liebhaber davon. Das ham Sie nu auf Ihr eichnes Risiko geschaffen, dafür gibts nischt. Wie wär'sch, wenn Se sich nu empfähl'n täten?“

Nicht immer zeigte das Verbindungsleben seine heitere Seite. Es forderte Opfer; es übte im männlichen Ertragen des Schmerzes. Delitsch selbst, der Quell so mancher Heiterkeit, verbreitete Trauer in der Neuteutonia. Eines Vormittags, wie Wiebel und Diederich ihn abgeholen kamen; er stand am Waschtisch und sagte noch: „Na da. Habt'r heit auch so ä Durst?“ — plötzlich, bevor sie zugreifen konnten, fiel er hin, mitsamt dem Waschgeschirr. Wiebel befühlte ihn: Delitsch regte sich nicht mehr.

„Herzklaps“, sagte Wiebel kurz. Er ging stramm zur Klingel. Diederich hob die Scherben auf und trodnete den Boden. Dann trugen sie Delitsch auf das Bett. Dem formlosen Gejammer der Wirtin gegenüber verharren beide in streng kommentmäßiger Haltung. Unterewegs zur Erledigung des Weiteren — sie marschierten im Takt nebeneinander — sagte Wiebel, mit straffer Todesverachtung:

„So was kann jedem von uns passieren. Kneipen ist kein Spaß. Das kann sich jeder gesagt sein lassen.“

Und mit allen anderen fühlte Diederich sich gehoben durch Delitsch's treue Pflichterfüllung, durch seinen Tod auf dem Felde der Ehre. Mit Stolz folgten sie dem Sarge; „Neuteutonia sei's Panier“, stand in jeder Miene. Auf dem Friedhof, die umflorten Schläger gesenkt, hatten alle das in sich vertiefte Gesicht des Kriegers, den die nächste Schlacht dahintraffen kann, wie die vorige den Kameraden; und was der erste Chargierte von dem Dahingeshiedenen rühmte: er habe in der Schule der Mannhaftigkeit und des Idealismus den höchsten Preis errungen, das erschütterte jeden, als gelte es ihm selbst.

Diederich ward sich an diesem Tage bewußt, wie er in all der Zeit zum Manne gereift war. Er überfah auf einmal den furchtbarsten Teil seiner Lehrzeit. Sie ging zu Ende, denn Wiebel trat aus, um sich auf den Referendar vorzubereiten.

zeiten; und fortan hatte Diederich die von ihm übernommenen Grundzüge selbstständig zu vertreten und sie den Jüngeren einzupflanzen. Er tat es im Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit und mit Strenge. Wehe dem Fuchs, der es verdient hatte, in die Kanne zu steigen! Keine fünf Minuten vergingen, und er mußte sich an den Wänden hinaustasten. Das Schrecklichste geschah, daß einer vor Diederich aus der Tür ging. Seine Ruhe war Hinfühen. Nicht Stolz oder Eigenliebe leiteten Diederich: einzig sein hoher Begriff von der Ehre der Korporation. Er selbst war nur ein Mensch, also nichts; jedes Recht, sein ganzes Ansehen und Gewicht kam ihm vor. Auch körperlich verdankte er ihr alles: die Breite seines weißen Gesichtes, seinen Bauch, der ihn den Füchsen ehrwürdig machte, und das Privileg, bei festlichen Anlässen in hohen Stiefeln, mit Band und Mütze aufzutreten, den Genuß der Uniform! Wohl hatte er noch immer einem Leutnant Platz zu machen, denn die Körperschaft, der der Leutnant angehörte, war offenbar die höhere; aber wenigstens mit einem Trambahnschaffner konnte er furchtlos verkehren, ohne Gefahr, von ihm angeschauert zu werden.

Seine Männlichkeit stand ihm mit Schmissen, die das Kinn spalteten, rissig durch die Wangen fuhr und in den kurz geschorenen Schädel hakt, drohend auf dem Gesicht geschrieben; — und welche Genugtuung, sie täglich und nach Belieben einem jeden beweisen zu können. Einmal bot sich eine unerwartet glänzende Gelegenheit. Zu dritt, mit Gottlieb Hornung und dem Dienstmädchen ihrer Wirtin, waren sie beim Tanz in Palenlee. Seit einigen Monaten teilten die Freunde sich eine Wohnung, mit dem ein ziemlich hübsches Mädchen verbunden war, machten ihr beide kleine Geschenke und gingen des Sonntags gemeinsam mit ihr aus. Ob Gottlieb Hornung es so weit bei ihr gebracht hatte wie er selbst, darüber hegte Diederich seine privaten Vermutungen. Offiziell und von Verbindungswegen war es ihm unbekannt.

Rosa war nicht übel angezogen, auf dem Ball fand sie Bewerber. Damit Diederich noch eine Polka bekam, war er genötigt, sie daran zu erinnern, daß er ihr die Handschuhe gekauft habe. Schon machte er zur Einleitung des Tanzes seine korrekte Verbeugung, da drängte sich unversehens ein anderer dazwischen und polkte mit Rosa von dannen. Betreten sah Diederich ihnen nach, im dunklen Gefühl, daß er hier werde einschreiten müssen. Bevor er sich aber regte, war ein Mädchen durch die tanzenden Paare gestürzt, hatte Rosa geohrfeigt und sie in ungarischer Weise von ihrem Partner getrennt. Dies sehen und auf Rosas Räuber losmarschieren, war für Diederich eins. „Mein Herr“, sagte er und sah ihm fest in die Augen, „Ihr Benehmen ist unqualifizierbar.“

Der andere erwiderte: „Wenn schon.“

Ueberrascht von dieser ungewöhnlichen Wendung eines offiziellen Gesprächs stammelte Diederich: „Anotel!“

Der andere erwiderte prompt: „Schotel“ und lachte dabei. So viel Formlosigkeit brachte Diederich vollends aus der Fassung: er wollte sich schon verbeugen und abtreten, aber der andere stieß ihn plötzlich vor den Bauch, und gleich darauf wälzten sie sich zusammen am Boden. Umringt von Getreisch und anfeuernden Zurufen, kämpften sie, bis man sie trennte. Gottlieb Hornung, der Diederichs Klemmer suchen half, rief: „Da reißt er aus!“ — und war schon hinterher. Diederich folgte. Sie sahen den anderen mit einem Begleiter gerade noch eine Droschke besteigen und nahmen die nächste. Hornung behauptete, die Verbindung dürfe das keinesfalls auf sich sitzen lassen.

„So was kneist und bekümmert sich nicht mal mehr um die Damen.“

Diederich erklärte:

„Was Rosa betrifft, die ist für mich erledigt.“

Und der Freund:

„Für mich auch.“

Die Fahrt war aufregend. „Ob wir nachkommen? Wir haben einen lahmen Gaul.“ „Wenn der Prolet nun nicht satisfaktionsfähig ist?“ Man entschied: „Dann hat die Sache offiziell nicht stattgefunden.“

Der erste Wagen hielt im Westen, vor einem anständigen Haus. Diederich und Hornung trafen ein, wie das Tor zugeschlagen ward. Entschlossen postierten sie sich davor. Es ward kühl, sie marschierten hin und her vor dem Hause, zwanzig Schritte nach links, zwanzig nach rechts, bestellten immer die Tür im Auge und wiederholten immer dieselben ersten und weittragenden Neben. Nur Pistolen kamen hier

in Frage! Diesmal war die Ehre der Neuteutonia teuer zu bezahlen! Wenn es nur kein Prolet war!

Endlich kam der Portier zum Vorschein, und sie nahmen ihn ins Verhör. Sie suchten ihm die Herren zu beschreiben, fanden aber, daß die beiden keine besonderen Kennzeichen hatten, oder daß sie ihnen im Laufe der aufregenden Bekanntheit entgangen waren. Hornung, noch leidenschaftlicher als Diederich, blieb dabei, daß man warten müsse, und noch zwei Stunden marschierten sie hin und her. Dann traten aus dem Hause zwei Offiziere. Diederich und Hornung rissen die Augen auf, ungewiß, ob nicht ein Irrtum vorliege. Die Offiziere stuzten; einer schien sogar zu erbleichen: da entschloß Diederich sich. Er trat vor dem Erbleichten hin.

„Mein Herr —“ die Stimme versagte ihm. Der Leutnant sagte verlegen:

„Sie irren sich wohl.“

Diederich brachte hervor:

„Durdau nicht. Ich muß Genugtuung fordern. Sie haben sich —“

„Ich kenne Sie ja gar nicht“, stammelte der Leutnant. Aber sein Kamerad flüsterte ihm etwas zu. „So geht das nicht“, — und er ließ sich von dem anderen die Karte geben, legte seine dazu und überreichte sie Diederich. Diederich gab auch eine her; dann las er:

„Albrecht, Graf Bayern-Bärenheim.“

Da nahm er sich nicht mehr die Zeit, noch die zweite zu lesen, sondern begann eifrige Verbeugungen zu vollführen. Der zweite Offizier wandte sich inzwischen an Gottlieb Hornung.

„Mein Freund hat den Scherz natürlich ganz harmlos gemeint. Er wäre selbstverständlich zu jeder Genugtuung bereit; ich will nur feststellen, daß eine beleidigende Absicht nicht vorliegt.“

Der andere, den er dabei ansah, hob die Schultern.

Diederich stammelte:

„O danke sehr.“

„Damit ist die Sache wohl erledigt“, sagte der Freund; und die beiden Herren entfernten sich.

Diederich stand noch da, die Stirn feucht und mit besangenen Sinnen. Plötzlich seufzte er tief auf und lächelte langsam: Nachher auf der Kneipe war die Rede nur von diesem Vorfall. Diederich rühmte den Kommilitonen das wahrhaft ritterliche Verhalten des Grafen.

„Ein wirklicher Edelmann verleugnet sich doch nie.“

Er machte den Mund klein wie ein Mauseloch und blies, in langsamer Schwellung, hervor:

„F—ormen sind doch kein leerer Wahn.“

Immer wieder rief er Gottlieb Hornung als Zeugen seines großen Augenblicks auf.

„So gar nichts Steifes, wie? O, auf einen doch immerhin gewagten Scherz kommt es dem nicht an! Eine Haltung dabei: t—abellos, kann ich euch sagen. Die Erklärungen seiner Erlaucht waren so durchaus befriedigend, daß ich meinerseits unmöglich — Ihr begreift, man ist kein Raubhein.“

Alle begriffen es und bestätigten Diederich, daß die Neuteutonia in dieser Sache durchaus anständig abgeschlossen habe. Die Karten der beiden Edelleute wurden bei den Füchsen umhergereicht und unterhalb der gekreuzten Schläger an der Wand befestigt. Kein Neuteutone, der sich heute nicht betrank. (Simpl.)

## Die Beduinen.

Die wilden und kriegerischen Nomadenstämme Nordafrikas, teils arabischer Abstammung, teils Berber, die die arabische Sprache angenommen haben, sind dasjenige Element, das dem Vordringen der Europäer den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Die augenblicklichen Kämpfe der Franzosen und Italiener legen davon nur zu deutlich Zeugnis ab; und auch in Ägypten wird, sobald sich einmal die Mohammedaner gegen die Fremdherrschaft erheben, die Stunde der Beduinen wieder gekommen sein.

Die Existenz der Beduinen ist noch heute von der ganzen phantastischen Romantik des Orients umwoben, obwohl sie ihre Hütte zum Teil ganz in der Nähe der von den Abendländern so oft besuchten Großstädte aufgeschlagen haben. Sogar in einem Lande, wie Ägypten, das unter europäischer Verwaltung steht und dem der Segen der europäischen Kultur fast überreichlich zuteil geworden ist, findet man schon wenige Meilen von der Hauptstadt die gefürchteten Nomaden, deren Namen für den Europäer der Inbegriff von Blünderung und Mord ist. Der

Fremde sieht bei einem Besuche des heutigen Aegypten, wenn er nicht gerade längere Wüstenreisen unternimmt, kaum andere Beduinen als die degenerierten Einwohner der Pyramidenhöfner, die schon seit langem die Fremdenindustrie als ihre einzige Einnahmequelle betrachten. Manchmal stößt man zwar auch in Kairo's Basaren auf eigentümliche Gestalten in braunen, langhaarigen Mänteln, die den Turban mit schwarzen Schnüren umwickelt auf dem Haupte tragen. Man erfährt, daß es Beduinen sind, die aus der Wüste in die Stadt kommen, um hier kleine Einkäufe zu machen. Aber die meisten Touristen ahnen nicht, daß diese Beduinen vor kaum 100 Jahren der Schrecken des Niltales gewesen sind und daß damals ihre Raubzüge den friedlichen Fellahs Tod und Armut brachten. Erst unter der Regierung des ersten Ahebidje Mehemed Ali änderten sich diese trostlosen Verhältnisse. Teils durch Verträge, teils durch Waffenmacht brachte der Ahebidje die Beduinen zur Ruhe. Er gab einem Teil von ihnen gewisse Gebiete an der Wüstengrenze und machte dadurch die ehemaligen Räuber zu einem Schutzwall gegen die Einfälle der noch nomadisierenden Stämme. Seit dieser Zeit haben immer mehr Beduinen das Nomadenleben aufgegeben und sind so nach und nach mit der Fellah-Bevölkerung verschmolzen. Die Beduinen mit festem Wohnsitz, die sich in ihrem Äußern kaum von den Fellahs unterscheiden — sie leben sogar oft unter ihnen, zum Teil aber noch in besonderen Dörfern — machen jetzt ungefähr sechs Siebentel aller Beduinen Aegyptens aus, während sie im Jahre 1882, kurz nach der britischen Okkupation, kaum ein Viertel der Bevölkerung bildeten. Nach der Volkszählung von 1897, die jedoch kaum als ganz zuverlässig angesehen werden darf, betrug die Zahl der Nomaden auf ägyptischem Gebiete noch etwa 70 000.

Der französische Forscher Bache, der im Jahre 1825 eine Reise durch die Lybische Wüste zwischen dem Nildelta und der Ghrenaita machte, gibt die Stärke der beiden Stämme Anlad Ah und Harabi auf ungefähr 38 000 Personen an, von denen mindestens 19 000 Waffen trugen. Noch heute sind diese beiden Stämme mit ihren vielen Unterabteilungen die zahlreichsten und kräftigsten Beduinen im östlichen Teil der Lybischen Wüste. Der Nomadenstamm Anlad Ah, dessen Gebiet sich von Alexandria bis nach Tripolis längs der ganzen Nordgrenze der Wüste erstreckt, soll noch im Jahre 1897 15 000 Mann stark gewesen sein, während die Harabis, die sich etwas südlicher aufhalten, auf 5 000 Köpfe zusammengeschrumpft sind. Neben diesen Stämmen sind nur noch die Gimeat und Fawajid in jener Gegend von Bedeutung. Hand in Hand mit der Abnahme der Bevölkerung ging auch die wachsende Verarmung der Beduinen. Die früher so einträglichen Raubzüge waren unter den veränderten Verhältnissen zur Unmöglichkeit geworden, und der Tribut, den einst die angestrichelten Fellahs geleistet hatten, um sich vor den Heimsuchungen der Wüstenbewohner zu schützen, blieb aus, seit sich Englands starke Hand auf das Niltal gelegt hatte. Noch schlimmer war es nun um die Beduinen bestellt, die östlich vom Nil herumzogen. Da sie wenig kriegerisch und stets geringer an Zahl als ihre westlichen Landsleute gewesen waren, hatte ihre hauptsächlichste Einnahmequelle in der Vermittlung des Handels zwischen Schrien und Arabien bestanden. Aber die Neuzeit kam, und mit ihr der Bau moderner Straßen, die Anlage von Eisenbahnen und die Eröffnung von Dampferlinien. Der Tauschhandel der Wüste hatte sich überlebt; und jetzt führen diese Nomadenstämme ein trauriges Dasein in völliger Armut und schmutziger Verkommenheit. Den einzigen Reichtum der Nomaden bilden ihre Herden von schlecht genährten Kamelen, Schafen und Ziegen, die von der mageren Flora in den Wüstentälern leben. Aus der Schafwolle stellen die Frauen den groben, schwarzbraunen Stoff her, der für die Reste wie für die Kleidung verwandt wird. Der Hausrat einer Beduinenfamilie ist überaus dürftig; im allgemeinen besteht er aus ein paar Töpfen und Näpfen und einigen primitiven Werkzeugen. Ebenso minderwertig ist auch die Bewaffnung der ägyptischen Beduinen. Da die Regierung nicht duldet, daß ihnen moderne Gewehre verkauft werden, findet man heute bei ihnen nur alte Flinten, Säbel, Peile und Spieße. Auch die Beduinen Kripolitaniens hat bekanntlich erst die türkische Regierung mit modernen Waffen versehen.

Die einzige Autorität, die der Beduine anerkennt, ist die seines Stammeshäuptlings, des Scheichs. Indessen ist auch seine Macht nur beschränkt und richtet sich im allgemeinen nach der Stärke des wirtschaftlichen Einflusses, den der Häuptling, gewöhnlich ein großer Grundbesitzer, im Dorfe ausübt. In Wirklichkeit fühlt sich der freie Sohn der Wüste nur durch seine seltsamen Erbbegriffe, durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seinen Stammesgenossen und durch einige ungeschriebene Gesetze, wie das der Blutrache und der Gastfreundschaft, gebunden. Dem Bewohner des Kulturlandes bedeutet diese Beduinenmoral den Gipfel der sittlichen Verkommenheit. Es gibt in Aegypten ein bekanntes Sprichwort, das die Tyrannei der Fürsten für besser erklärt als die Beduinen-Gerechtigkeit. Wie man sieht, sind die Gegensätze zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten des Orients stark und tief. Der gemeinsame

Satz gegen die Europäer und die panislamitische Idee arbeiten aber eifrig daran, sie auszugleichen.

## Kleines Feuilleton.

### Der Schlaf des Kindes.

Jede Mutter sollte es wissen, daß die Zerrüttung des Schlafes auch die der Gesundheit ist und der Charakter des Schlafes zugleich einen Gradmesser des Befindens darstellt. Leider hat die Unruhe der modernen Zeit auch die Beobachtungsgabe der Mütter getrübt. Und wir sind an dem Punkte, daß Ärzte und Pädagogen ihre warnenden und mahnenden Stimmen erlösen lassen müssen. Schon lange sind zwei Schlafsysteme unterschieden worden: Die Abend schläfer, die gleich tief einschlafen und allmählich ihre Schlafstiefe verlieren, bis sie morgens frisch und geträgt erwachen. Die Morgenschläfer, die abends am besten arbeiten können, langsam einschlafen und deren Schlafstiefe bis zum Morgen immer mehr wächst. Möglicherweise sind die letzten schon als nervös zu bezeichnen. Das gesunde Kind freilich gehört fast immer zum Abendtypus. Von Bedeutung bleibt aber auch immer die Umgebung des Schlafenden. Die Hauptforderung ist Fernhaltung aller äußeren Reize, besonders des Lärms und des Lichtes. Es ist eine bedenkliche Gewöhnung, das Kinderzimmer des Nachts zu beleuchten. Wichtig ist ferner, daß dem Kinde ein warmes Bett zur Verfügung steht. Aber das sind nur die groben Forderungen. Die ganze Kunst des Arztes und der Mutter wird erst bei den Schlafstörungen einsetzen müssen. Nächtliches Aufstehen, plötzliches Aufschreien, unruhiges Umherwälzen im Bett, ängstliche Träume zwingen uns, die Ursachen zu ergründen. Oft werden wir sie in Verdauungsbeschwerden, Bettmäßen, Fieber, Schmerzen und im Hunger finden können. Aber auch die Mängel der Erziehung, aufregende Lektüre, schreckhafte Erlebnisse machen sich im Schlaf der Kinder geltend. Nicht immer werden die Ursachen beseitigt werden können; besonders dort, wo eine innere nervöse Veranlagung vorliegt. Aber der Weisheit und der Liebe der Mutter wird es bei besonderer Sorgfalt meist gelingen, dem Kinde die Sonne und die Erquickung eines gesunden Schlafes zu bringen.

### Kino und Bildungsarbeit.

Eine interessante Einführung in das Wesen des Kinematographen als Bildungsmittel wurde in einer Nebenversammlung des deutschen Lehrertages, der in der Pfingstwoche in Berlin stattfand, gehalten. Die Versammlung fand in einem Kino statt. Nach einer kurzen Darlegung der Bedeutung der Kinematographie für die Wissenschaft und die Volksbildung wurde durch kinematographische Aufführungen in das Wesen der Kinematographie selbst hineingeleuchtet. Ferner wurde durch Aufführungen gezeigt, welchen hervorragenden Wert die Kinematographie für die Veranschaulichung von Vorgängen im Tierleben, im Völkerverleben, in der Technik und aus anderen Gebieten haben kann. Es ist freilich notwendig, daß die Filme für Volksbildungszwecke vorsichtig ausgewählt werden. Auch andere Umstände müssen in Erwägung gezogen werden, worüber die Arbeiterorganisationen Näheres in dem neuesten Winterprogramm des Zentral-Wilbungsausschusses nachlesen können.

## Humor und Satire.

### Die Politik des leeren Stuhles.

Bei der Abstimmung über die Wahlreform im preussischen Landtag fehlten 39 Zentrumsabgeordnete und 18 Nationalliberale. Ihre Abwesenheit brachte die Reformanträge zu Fall. Die 57 Abgeordneten sind empört über die Verleumdung, sie hätten absichtlich gefehlt; sie erlassen folgende Bekanntmachung: „Zwanzig von uns haben in jener Sitzung gefehlt, weil sie glaubten, es würde über das Pfingstwetter beraten; weitere fünf fehlten, weil ihnen die Schühbänder ausgegangen waren und sie nicht halbnaakt im Saale bleiben wollten; weitere sechzehn fehlten, weil sie Angst vor dem Leutnant hatten; ein Abgeordneter war auf dem Klosett; zwölf waren hinausgegangen, um nachzusehen, ob sie vielleicht draußen wären; und drei Abgeordnete fehlten überhaupt nicht, sondern waren nur abwesend.“ Hiermit ist der Fall allerdings befriedigend aufgeklärt. (Narischen in der Jugend.)

Im preussischen Landtage. „Salt, Zentrumsfiluzius! Warum drüfst du dich? Wir wollen doch heute das allgemeine gleiche Wahlrecht . . .“ — „Lach mich! Wenn es heute angenommen wird, kann ich es ja bei den nächsten Wahlen meinen Lämmern nicht mehr verpreden!“

In den Ferien. „Na nee, — größere Louren können mir naderlich nicht machen — mir ham doch nämlich „volle Pension“!“ (Jugend.)

Verantwortlich: Karl Vock in Halle a. S. — Druck der Halle'schen Genossenschafts-Druckerei.